Emanuel.

Historische Erzählung

aus der Zeit der

Zerstörung Jerusalem's.

Für die Jugend verfaßt

von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstich.

Nürnberg,

Verlag von J. L. Lotzbeck.

Simon und Emanuel vor Tiberias. Der römische Kohortenführer.

Die brennenden Strahlen der Sonne erhitzten nicht mehr die kahlen Felsenrücken der westlich um den See Tiberias liegenden Anhöhen; vom grünen Thale, über die blauen Fluthen des Sees herüber, wehten kühle Lüftchen und die schwarzen Stirnen des Wüstengebirgs fingen an, ihre bleichen Nebelschleier zu tragen; als auf einem wenig betretenen Pfade von dem Gebirg zwei Menschen langsam herabstiegen, um die Stadt Tiberias noch bei guter Tageszeit zu erreichen. Die Gegend war einsam. Der Anblick, den beide Wanderer darboten, erregte sowohl Mitleid als auch Ehrfurcht, denn es war ein blinder Greis, der von einem kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling mit großer Sorgfalt geleitet wurde. Während dem Jüngling das schwarze Haar in reichen glänzenden Locken herabwallte, zeigte sich das ehrwürdige Haupt seines bejahrten Gefährten kahl und nur spärliche schneeweiße Löckchen floßen in den bis auf die Brust herabreichenden Silberbart. Das Aeußere der beiden Gefährten war ärmlich genug und ihre Kleidung verrieth nichts weniger, als Wohlstand; dennoch erregte

ihre Erscheinung ein Gefühl von Ehrfurcht, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er Armuth und Hilflosigkeit mit so hohem menschlichen Alter sich paaren sieht.

Beide Gefährten hatten jetzt eine jener von der Natur gebildeten Felsenbänke erreicht, woselbst das tiefere vom Regen weniger abgeschwemmte Erdreich dem Pflanzenwuchse größere Nahrung beut. Hier standen zwei schöne kräftige Feigenbäume, an denen sich Weinreben emporgerankt hatten, die mit Hilfe der stützenden Stämme eine natürliche Laube bildeten und hier machte denn auch der Jüngling Halt, indem er den Greis sorglich zu einem kühlen Rasensitze geleitete und ihn leise einlud, sich daselbst niederzulassen.

Der Greis setzte sich tiefseufzend und sprach: „Habe Dank, mein gutes Kind, für deine treue, liebevolle Leitung. Gott segne dich dafür!"

Der Jüngling antwortete nicht, aber er warf sich nieder vor dem alten Manne und küßte ihm gerührt die Hände.

„Sage mir, mein Sohn, wo wir uns jetzt befinden?" fuhr der Greis fort, ohne dem Jüngling die ehrfurchtsvolle Liebkosung zu wehren, die ihm dieser erzeigte.

„Wir sind am äußersten Abhang des Gebirgs," antwortete der Gefragte, indem er sich auf den Knieen erhob und mit den hellen Augen umhersah; „kaum tausend Schritte bergab liegt Tiberias; der See breitet sich nach rechts und links aus und

drüben glänzen die Gebirge der Wüste im Abendstrahl der Sonne.“

„Gepriesen sei der Herr, der mich zum letzten Male — für immer vielleicht — hieher geführt;“ sagte der Greis innig gerührt, indem er die Hände faltete und die Augenlieder erhob, so daß sich — ein schauerlicher, erbarmenswerther Anblick — die dunklen, schwarzen, leeren Augenhöhlen zeigten. „Ach, mein Sohn!“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „ich sehe im Geiste Alles! Ich sehe Tiberias, wo der Herr so gerne weilte; ich sehe den See, ich höre die Palmen und Feigenbäume rauschen; ich freue mich der klaren blauen Wellen, über welche die Schifferkähne ziehen; ich fühle die Nähe der Gebirge im frischen Lufthauch, der jetzt das schmachtende Thal erquickt!“

„Wie schön malst du, ohne zu sehen, diese liebliche Gegend, ehrwürdiger Vater,“ sprach der Jüngling, indem er mit den Augen das reizende Naturgemälde überlief.

„Wenn ich es thue, so ist doch jedes Wort zu schwach, meine Empfindungen jetzt wiederzugeben“ sprach der Greis leise. „Nach einer schrecklichen Prüfung, die mir der Herr auferlegte — gepriesen sei Er dafür!“ — kehre ich wieder in das liebe Thal, das ich schon 40 Jahre nicht mehr gesehen, in die Heimath, wo ich meiner Jugend glückliche harmlose Freuden genoß. Ich kehre wieder, ein Greis, blind, arm, vergessen. Ich werde unerkannt hier wohnen, denn von all denen, die mit

mir hier geboren und erzogen wurden, dürfte kaum Einer mehr dem Tode in den Stürmen der Zeit entgangen sein."

Der Greis ließ traurig das Haupt sinken und der Jüngling betrachtete ihn voll Wehmuth und Ehrfurcht. Endlich sprach er:

„Mein Vater, die Sonne sinkt schnell hinab. Fühlst du dich noch nicht kräftig genug, den kurzen Weg nach der Stadt zurückzulegen?"

„Wohl könnte ich das, mein liebes Kind" sagte der Greis. „Habe Dank für deine Sorgfalt. Doch vergib, wenn ich deine Geduld und deine Hilfe noch länger in Anspruch nehme. Ach! ich fühle mich so wohl hier auf diesen Höhen, daß ich mich nicht so schnell von diesem Plätzchen trennen kann."

„Werde ich aber noch ein Obdach für dich finden, Vater, wenn wir erst nach Einbruch der Dunkelheit die Stadt erreichen?" wagte der Jüngling leise einzuwenden.

„O, fürchte nichts, mein Sohn!" antwortete der Greis zuversichtlich, indem er in den Gürtel griff, welcher seinen Leibrock zusammenhielt und dort einen Streifen Papyrus hervorzog, der mit wenigen Worten beschrieben war: „Hier, dieser Brief öffnet uns die Häuser aller Glieder der kleinen Gemeinde, die sich hier trotz der blutigsten Verfolgungen noch erhalten hat. Lassen wir den Herrn sorgen. Er wird uns führen dahin, wo Er uns eine Stätte bereitet hat."

„An wen ist dieser Brief gerichtet, ehrwürdiger Vater?" fragte der Jüngling.

„An Timoleon, den Fischer" sagte der Greis. Er wohnt in der Wasserstraße und wird uns ein Plätzchen bei einem Bruder verschaffen, wenn er selbst uns nicht beherbergen kann."

„Nun wohl, so können wir ruhig sein" sprach der Jüngling, indem er sich zu den Füßen des Greises niederließ.

„Lerne das in jeder Lage deines Lebens sein, mein Sohn, sagte der Greis mit leiser liebevoller Warnung im Tone der Stimme; „bedenke, daß du dir alles erschwerst, wenn du hastig deinem Ziele zueilst. Gott wird alles zum Besten lenken, darum überlasse dich getrost Seinen Führungen."

Der Jüngling sah wehmüthig vor sich hin und es entstand eine lange Pause, während der Greis die Hände zum stillen Gebet faltete. Endlich sprach er:

„Wisse, mein Sohn, daß wir hier auf einem merkwürdigen Punkte stehen, auf einem Platze, der geheiligt ist durch die oftmalige Gegenwart des Herrn und merkwürdig durch die wunderbaren Thaten, welche Er hier verrichtet hat."

„Ich hörte oft von Seiner Vorliebe für diese Gegend und Stadt", sprach der Jüngling.

„Ja, mein Sohn, Jesus liebt diese Stadt vor Allen. In Jerusalem stand ihm der Haß der Priester, die erfinderische Feindschaft der Pharisäer und Schriftgelehrten gegenüber, denen die wohlhabendste

und vornehmste Klasse des Volkes anhing und glaubte. Dort regte sich der Haß gegen Ihn und Verläumdung, Verfolgung — alles wurde aufgeboten gegen ihn, um Ihm das Volk abgeneigt zu machen und Seinem Wirken Hindernisse in den Weg zu legen. Aber ferne von jener üppigen Stadt, hier, wo das Volk weniger verdorben war, wo die frechen Sitten der fremden Unterdrücker noch nicht ganz die alte ehrwürdige Einfalt unserer Vorfahren verdrängt hatten, hier war ein guter Boden für Seine schöne menschenveredelnde Lehre und hier trug sie bald hundert= ja tausendfältige Früchte. Glühend ist der Sturm auch über diese Pflanzstätte des Herrn hingefahren; aber noch hat er nicht die Wurzeln zerstört, obschon er große Verwüstungen auch hier angerichtet hat. Das ist eine Wirkung des Nachhalls der Worte, die Jesus hier sprach. Erhebe deine Augen, mein Sohn. Siehst du drüben am östlichen Ufer den Berg, dessen Fuß so weit in den See vorspringt?"

„Ja, ich sehe ihn, mein Vater" sprach der Jüngling, „eine Gruppe großer Bäume steht an seinem Abhang."

„So stehen sie noch, diese ehrwürdigen Zeugen einer erhabenen Vergangenheit!" sprach der Greis erfüllt von feurigem Entzücken! „dort ist ein hoher Felsenvorsprung und rings um diesen ein ebener Raum, wo Platz für viele tausend Menschen ist. Die Kronen dieser Bäume, die Wände jener Felsen hallten Christi gewaltige Worte zurück und als Er

seine Bergpredigt vollendet hatte, speisete Er die geistig Erquickten, aber leiblich Hungernden mit wenig Gerstenbroden und zwei Fischlein, also, daß sie alle satt wurden und man noch zwölf Körbe voll übrig gebliebener Brocken sammelte. Noch sehe ich Ihn stehen, allein auf dem Felsen im Schatten der Bäume, majestätisch anzusehen. Noch höre ich Seine Stimme, so mächtig, hell und doch so rührend lieblich, Seine Stimme, die Stimme des guten Hirten. Sie drang ins Herz und — man sollte glauben — Niemand, der Ihn gehört und gesehen, hätte Sein Wort vergessen, oder Sein edles Bild aus der Seele verlieren können."

„Ach! wer Ihn hätte sehen können!" seufzte der Jüngling.

„Es sahen Ihn Tausende, mein Sohn, und sie gingen dennoch ungerührt von Ihm. Er war ein Mensch, gleich uns. Reichthum und Glanz umgab Ihn nicht. Die Hohen und Reichen haßten und verachteten Ihn und wenn sie Ihn hörten, so erweckte sie Seine gewaltige Rede nur zu Schauder und Ingrimm, denn sie zerspaltete ihre Herzen wie ein schneidendes Schwert. Er deckte ihre Blöße, ihre Falschheit, ihre Eigenliebe und ihre Heuchelei auf und strafte und warnte sie mit tiefem heiligen Ernste. Aber diese Entartung eben war es, weshalb sie Ihm so gram wurden, was Ihm ihren gräßlichen Haß zuzog, den selbst Sein strömendes Blut nicht löschen konnte. Und jetzt, da Er sie durch seine offenkundige Auferstehung niedergeschmettert,

jetzt, da Seine Jünger, durch Seine Kraft zu Aposteln geweiht, Seine Rede, Seine Thaten fortsetzen und heldenmüthig ihre Lehre mit dem Tode besiegeln, jetzt nachdem überall Gemeinden sich gebildet haben, die Seinen Namen bekennen und trotz aller Martern und Verfolgungen für ihren schönen Glauben leben und freudig sterben, — jetzt noch wüthet der Haß dieser Seiner Feinde grausam gegen die Glieder Seiner Kirche. Aber, treu beharrt bis ans Ende und die Pforten der Hölle werden uns nicht überwältigen!"

Der Greis redete im Eifer so laut, daß der nicht ohne Grund besorgte Jüngling die Hand nach ihm ausstreckte, um ihn ehrfurchtsvoll auf die ihm gefährlich scheinende Beiseitesetzung aller nöthigen Vorsicht aufmerksam zu machen. Allein in diesem Augenblick wurde er durch eine unerwartete Erscheinung nicht wenig überrascht und in Furcht gesetzt.

Hoch oben auf dem Gebirge, wo die allgemeine Landstraße von Nazareth nach dem Seeufer sich um jäh ansteigende kahle Felsen windet, erschien plötzlich ein schwer bewaffneter Reiter. Der Schild hing ihm auf dem Rücken. Schwert und Streitaxt klirrten an der Seite herab, und Brustpanzer und Helm mit dem wallenden Helmbusch glänzten feurig im letzten Strahle der untergehenden Sonne.

Der Reiter, ein römischer Krieger, sah aufmerksam in der Gegend umher. Außerhalb der Stadtmauern war trotz des noch nicht erloschenen Sonnenlichts kein menschliches Wesen mehr zu sehen.

Sogar der Spiegel des See's war einsam und die Fischer hatten sich scheu mit ihren Kähnen in den Schutz der Städte und Ortschaften zurückgezogen, oder warteten an günstigen Plätzen unter Ufergebüschen verborgen die Dunkelheit der Nacht ab, um ungestört ihrem Gewerb nachgehen zu können. Plötzlich wurde der Krieger der beiden Reisegenossen gewahr. Augenblicklich winkte er mit den Armen seinen jetzt noch unsichtbaren Begleitern zu, ihm zu folgen, trieb dann sein Roß zum Laufe an, und flog, von dem braußenden Thiere getragen, mit Windeseile die Bergstraße herab.

Der Jüngling stieß einen Laut des Schreckens aus, und schmiegte sich zitternd an die Seite des Greises, der ihn — aber selbst nicht weniger furchtsam — um die Ursache seiner Bewegung fragte.

Mit wenigen Worten berichtete der Jüngling, was vorging. Der Greis athmete wieder auf, flüsterte ihm einiges zur Beruhigung zu und ermahnte ihn zur Besonnenheit.

Mittlerweile war der Reiter bis in ihre Nähe gelangt, und hatte sein Roß an einen Baum gebunden, um die erhöhete Stelle, auf welcher sich beide Reisegenossen befanden, zu Fuße zu erreichen.

Der Greis verhüllte sein Haupt mit seinem weiten Obergewande und der Jüngling schmiegte sich, Schutz suchend, immer enger an seinen ehrwürdigen Gefährten. Die kraftvolle Gestalt des römischen Kriegers bewegte sich jetzt leichten Schwunges über die Felsenstufen herauf, und in einem Augenblicke stand er vor

unsern Freunden, indem er ihnen mit rauhem barschen Ton befahl, sich zu erheben.

Der Greis stand mühsam auf, indem er sich auf die zitternden Schultern seines Begleiters stützte.

„Wer seid Ihr, und woher kommt Ihr?“ fuhr dieser fort, ohne sich um die Zeichen des Schreckens zu kümmern, die beide Reisegenossen jetzt nicht mehr zu verbergen vermochten.

„Wir sind hier Fremdlinge, Entflohene aus Jerusalem, die Schutz hinter den Mauern von Capernaum suchen“ antwortete der Greis mit dumpfer Stimme.

„Weshalb geht ihr nicht beim Sonnenlichte in die Stadt, und aus welchem Grunde ist diese Gegend zu dieser Zeit schon menschenleer?“ fuhr der Krieger fort, indem er einen flüchtigen Blick über die Anhöhen gleiten ließ, über welche sich jetzt ein langer Zug römischer Reiter und schwer bewaffneter Krieger zu Fuß herab bewegte.

„Wir wollten noch einen Augenblick ruhen, denn wir haben heute einen weiten Weg zurückgelegt;“ sprach der Greis.

Der Römer stutzte bei diesen mit dumpfer Stimme gesprochenen Worten. Dann trat er näher, ergriff das Oberkleid des Greises, riß es ihm herab und und fuhr mit einem halblauten Ausruf des Eckels zurück, als ihn die leeren schwarzen Augenhöhlen des Greises anstarrten.

„Geblendet! und warum?“ rief er sodann, indem er eine leise Regung des Mitleids nicht zu verbergen vermochte.

„Nicht eines Verbrechens wegen“ — sprach der Greis mit zitternder Stimme; „man blendete mich, weil ich meinem Herrn treu blieb und die Drohungen seiner Feinde nicht achtete.“

„So bist du ein Nazarener!“ rief der Römer verächtlich.

„Ich bin es!“ sagte der Greis mit fester Stimme.

„Und wer ist dieser Jüngling?“

„Es ist mein Enkel, mein Führer, die Stütze eines hilflosen Greises;“ sagte der Blinde mit einem rührenden Ausdruck der Stimme.

„Habt ihr Freunde in der Stadt, oder seid ihr irgend Wem empfohlen?“ forschte der Römer weiter.

„Noch wissen wir nicht, ob und wo wir Unterkunft finden;“ sprach der Greis, aber wir hoffen es.

„So folgt mir und sprecht kein Wort, wenn Euch Euer Leben werth ist; befahl der Krieger barsch.

Der Jüngling ergriff die Hand des Greises; um ihn mit Vorsicht über die steile Stelle bis zur Straße herab zu leiten. Wohl nur, um schneller vorwärts zu gelangen, und nicht aus Erbarmen mit dem hilflosen Alter, griff der Römer dem Greise unter den Arm und half so dem Zitternden über die gefährliche Stelle. Als der Greis auf ebenem Boden stand, stieg der Römer auf sein prächtiges Pferd, hieß den inzwischen angelangten Kriegern, die beiden Pilger in ihre Mitte nehmen, und nun setzte sich der ganze Zug in Bewegung, um die Stadt noch vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen.

Geschichte der Veranlassungen zum jüdischen Kriege. Die Bewohner von Kapernaum.

Zu der Zeit, in welcher sich die römische Kriegsschaar nach der Stadt hin bewegte, herrschte auf dem Platze am westlichen Thore ein reges Treiben der Einwohner. Judäa war bereits in vollem Aufruhr gegen die römische Herrschaft; in Samaria regte sich der Geist der Empörung und das galiläische Land, den ruhigen, unter römischer Herrschaft liegenden kleinasiatischen und syrischen Provinzen am nächsten, gehorchte noch mit Widerwillen dem Machtgebot der Unterdrücker.

Der römische Staat stand zu jener Zeit noch auf dem Höhepunkt seines kriegerischen Glanzes, und wenn auch die Grundsäulen der von Augustus vollendeten Weltherrschaft bereits in ihren Fundamenten zu zittern begannen, so war es dennoch von einem kleinen unkriegerischen, wenn auch leidenschaftlich erhitzten Volke, wie das jüdische, ein wahnwitziges Beginnen, gegen eine schon festbegründete Uebermacht, wie die der Römer, sich aufzulehnen. Ueberdieß fehlte dem jüdischen Volke alles, was im Kriege stark macht und einen glücklichen Erfolg hoffen läßt: es fehlte dem Volke Einigkeit und Vertrauen zu seinen Führern, die es zur Empörung anreizten. Die Hohenpriester übten Tyrannei gegen die niedern Tempeldiener; der Stamm der Leviten, welcher dem jüdischen Volke seine Priester, Aerzte, Richter und Gelehrten gab, war in sich selbst durch Partheien gespalten, die sich mit wüthen-

dem Haß anfeindeten und bekämpften. Die Fürsten des Volkes bekriegten sich gegenseitig, weil sie einander den Vorzug einer gefährlichen und dennoch lockenden Herrschaft über das Land nicht gönnten und streitig machten. Einige suchten durch Gewalt Herrschaft zu erringen; andere bemühten sich durch die feinste Schmeichelei, durch die kostbarsten Geschenke und durch die theuersten Bestechungen, den römischen Senat, oder die Günstlinge des Kaisers sich geneigt zu machen, und so zur Oberherrschaft ohne Gefahr und unter römischem Schutz zu gelangen. Ueberdieß war das Volk auch in religiöse Sekten gespalten. Pharisäer, Essaer, Saducäer und viele andere Sektirer verdammten sich gegenseitig mit Wort und That. Auch wuchs die Zahl der Christengemeinden von Jahr zu Jahr, und je blutiger mit Feuer und Schwert von Juden und Römern gegen dieselben gewüthet wurde, je siegreicher überwand der Zeugentod den Märtyrer die Bosheit der fanatischen Mörder, und je mehr Bekenner wurden durch der Christenzeugen freudige Hingabe dem Glauben gewonnen.

In dieser Zeit konnten die Spuren einer völligen Auflösung des jüdischen Reichs in sich selber nicht mehr verkannt werden, und die Römer eilten, die unruhige Provinz mit ihren Legionen zu überziehen, um die Bewegung, die sich auch den angränzenden Provinzen mittheilen mußte, wenn sie nicht gehemmt würde, durch die Gewalt der Waffen zu unterdrücken.

Auf Befehl des Kaisers erschien Cestius Florus mit starker Waffenmacht im kanaanitischen Lande. Die römischen Legionen lagerten sich auf der Ebene Esdrelom seitwärts des durch seine Schönheit und Fruchtbarkeit berühmten Taborberges und man hoffte, durch Aufstellung einer eben so zahlreichen, als sieggewohnten Heeresmasse dem fieberhaft aufgeregten Volke einen eindringlichen Wink gegeben zu haben.

Allein vergebens! Mord und Raub wütheten fort und wenn früher die unglücklichen Israeliten in wahnwitziger Wuth gegen einander angekämpft hatten, so kehrte sich jetzt der vereinigte Haß des ganzen Volkes in keckem Trotze gegen die Römer. Einzelne von diesen zur Beruhigung der Provinzen abgesendete Heeresabtheilungen wurden angegriffen, in die unwegsamen Schluchten der Gebirge gelockt und dort von der Uebermacht des fanatischen Volks bis auf den letzten Mann aufgerieben.

Cestius Florus, dem unumschränkte Macht ertheilt war, die große Heeresmasse zur Beruhigung des Landes zu benützen, vergaß vor allem seines eigenen Vortheils nicht, und benützte gleich andern römischen Statthaltern die ihm sich darbietende Gelegenheit vor allem dazu, sich zu bereichern. Er verübte deshalb die unerhörtesten Gewaltthaten und Bedrückungen und reizte dadurch den Haß der Juden bis zum Wahnsinn gegen sich. Die Empörung brach in helle Flammen aus. Ueberall wurden die römischen Legaten, die Steuereinnehmer und die Magistrate ermordet oder schimpflich verjagt, die kaiserli-

chen Kassen geplündert, alle römischen Einrichtungen zerstört und so dem Statthalter allerdings gegründete Veranlassung zum Kriege gegeben.

Cestius Florus beschloß jetzt zu handeln, musterte seine Legionen und brach mit ihnen von den Ebenen Galiläas auf zwei Seiten ins Gebirge ein. Die Reiterei und das schwere Fußvolk zog den Jordan entlang und die zahlreicheren Truppen trieben die undisciplinirten jüdischen Kriegshaufen von Thal zu Thal ins Gebirge zurück. Allein der römische Feldherr besaß weder Geschicklichkeit noch Vorsicht genug, die List der von ihm verachteten Empörer zu ahnen und zu vereiteln. Während er leichtsinnig in die Gebirge vordrang, gerieth er er in einen Hinterhalt, sah sich plötzlich auf allen Seiten von einem wüthenden Feinde angegriffen und wurde nach einem verzweifelten Kampfe aufs Haupt geschlagen. Fünf tausend seiner versuchten Krieger blieben auf dem Wahlplatze; eine größere Anzahl wurde gefangen; er selbst entkam mit genauer Noth und nur unter unaufhörlichen Gefechten mit den Trümmern seines Heeres in das feste Lager auf der Esdrelomischen Ebene, wohin ihn die siegestrunkenen Feinde noch nicht zu verfolgen wagten.

Der unglückliche Feldherr wurde von den entmuthigten, ihrer Auflösung nahen Legionen vertrieben, und Nero, der damalige römische Kaiser sendete Vespasian nebst dessen Sohn Titus nach Palästina, um den Oberbefehl zu übernehmen und die aufrührerische Provinz zu züchtigen. Vespasian fand je=

doch die ihm gestellte Aufgabe nicht minder schwierig, als sein unglücklicher Vorgänger. Es gelang ihm zwar, die in den nördlichen Provinzen regierenden Procuratoren zu unterstützen, die Ruhe dort zu erhalten und die Aufrührer auf ihre Gebirge zu beschränken. Allein in einigen Gefechten gegen dieselben war er nicht glücklicher, als sein Vorgänger. Seine Truppen erlagen der wilden Begeisterung, mit welcher die Juden fochten und als diese, durch ihre Siege ermuthigt, aus ihren Gebirgen hervorbrachen, um die Römer in der Ebene anzugreifen, blieben sie auch gegen Vespasian in drei Schlachten Sieger.

Zu dessen Glück führte Titus frische Hilfsvölker aus Griechenland und Kleinasien herbei, so daß sich die römische Macht bald wieder befestigte. Auch deutsche Hilfsvölker dienten in den Legionen um Sold. Gegen die starre Kriegskunst und den erprobten Muth dieser versuchten Soldaten hielten die Juden nicht lange Stand. Ein Theil von ihnen warf sich in die Festung Jotapata; der größere Theil zog in die Gebirge zurück, nachdem sie von Vespasian in zwei großen Schlachten überwunden worden waren.

Die Belagerung von Jotapata würde allein Stoff zu einer eben so weitläufigen, als interessanten Darstellung geben, wenn nicht der Raum dieser Blätter es uns verböte. Sechs Wochen lang lag Vespasian mit einem Heere von sechzig tausend Mann vor Jotapata. Die Juden wehrten sich wie

Verzweifelte. Endlich gelang es dem römischen Feldherrn nach außerordentlichen Anstrengungen und den blutigsten Gefechten und Stürmen, sich des Platzes zu bemeistern. Die erbitterten Römer verschonten aber auch Keinen; 40,000 Juden verloren durch das Schwert der Römer ihr Leben, dreißig tausend wurden als Gefangene verkauft und fünf tausend hatten sich aus Verzweiflung schon während des letzten Sturmes von hohen Felsen herab-gestürzt, um nur den Römern nicht lebend in die Hände zu fallen.

Vierzig jüdischen Kriegern war es gelungen, sich in eine Höhle zu flüchten und dort vor der Wuth der römischen Soldaten einige Zeit zu verbergen. Als man sie endlich dennoch entdeckte, tödteten sich acht und dreißig aus Furcht selbst. Die zwei Uebriggebliebenen wurden vor Vespasian gebracht, der sie über verschiedene Gegenstände befragte. Einer von diesen zweien war der berühmte Geschichtsschreiber Josephus, der später die Geschichte des jüdischen Volks und besonders dieses Kriegs beschrieben hat, dem wir also die wichtigsten Nachrichten verdanken. Nach einer Sage hätte er dem Vespasian prophezeiht, daß er Kaiser werden würde und Vespasian ihm wegen dieser angenehmen Nachricht das Leben geschenkt.

Trotz so großer Niederlagen setzten die Juden den Krieg mit äußerster Wuth und Anstrengung fort. Die Zahl der Partheien verminderte sich nicht, obwohl die Ereignisse laut genug Eintracht und Frieden predigten. Der Haß der Juden unter ein-

ander selbst nahm immer mehr zu und die Kämpfe im Innern wurden immer fanatischer.

Das alte Kapernaum lag, wie das heutige, hart am westlichen Ufer des Sees von Genezareth und die letzten Häuser wurden bei Hochwassern, wenn im Frühling auf den Libanongebirgen der Schnee schmolz, auch von den steigenden Wellen des Sees befluthet. Drei Thore führten nach der Landseite hin; eines gegen Süden nach den Bädern von Emmaus, ein anderes Thor lag gegen Abend. Hier fand der größte Verkehr statt. Endlich war noch gegen Norden ein kleines Thor, das sich auf eine Strasse längs des Seeufers öffnete und dieses wurde von den aus Syrien kommenden Reisenden benutzt. Unmittelbar innerhalb der Thore waren freie Plätze, welche man mit Bäumen bepflanzt hatte, unter deren Schatten sich am Abend die Neugierigen versammelten, um von den in der Stadt ankommenden Fremden Nachrichten aus nahen und fernen Gegenden einzuziehen.

Wenn auch an dem Abende, an welchem unsere Eingangs dieser Erzählung aufgetretenen Fremdlinge die Umgegend von Kapernaum erreichten, und hier von einer römischen Schaar gefangen genommen wurden, die Einwohner von Capernaum sich massenhaft auf dem Platze eingefunden hatten, wo es ihnen vor allem möglich war, Neuigkeiten zu hören; so können wir uns dieses enträthseln. Jotapata, der Schlüssel zum kanaanitischen Gebirgslande, war gefallen; die Regenzeit endete, und die wiederkehrende

bessere Witterung ließ vermuthen, daß die Römer jetzt ernstlich an ihren Kriegszug nach Judäa denken würden. Unbestimmte Nachrichten von blutigen Gefechten, die vorgefallen waren, oder sein sollten, hatte man erhalten. Die ganze Nation sah den kommenden Tagen mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Furcht und Besorgniß entgegen. Doch die folgenden Blätter werden besser, als unsere Worte, den Zustand von Aufregung darstellen, in welchem sich die sonst so friedliche Bevölkerung dieser lieblich gelegenen Stadt befand.

Ein Reiter, dem ein Knecht folgte, welcher zwei schwer beladene Maulthiere trieb, zog so eben zum nördlichen Thore der Stadt ein. Hier wurde der Fremde, ein Kaufmann aus Damaskus, sogleich von dem zahlreichen Haufen der Männer umringt, die, nachdem sie ihm den üblichen Gruß des Friedens geboten, ihn mit Fragen über die letzten Kriegsvorfälle bestürmten.

Der fremde Kaufmann, welcher keineswegs aus der dem Kriegsschauplatze zunächst liegenden Gegend kam, konnte ihnen jedoch nur wenig Befriedigendes sagen. Aber seine Worte wurden das Signal zu einer an sich eben so merkwürdigen, als lebhaft geführten Unterhaltung.

„Meine Freunde, die Zeit ist schlimm und wer ihre Zeichen verkennen wollte, müßte blind sein,", rief ein kräftiger Mann, dessen schlauer Blick, dessen einfache und doch gewählte Kleidung den Pharisäer nicht verkennen ließ.

„Und weßhalb, Freund, nennst du unsere Zeit eine schlimme?“ entgegnete ein Bürger von edler Haltung und muthigem Aussehen.

„Am Himmel zeigen sich Dinge, welche auf große Umgestaltungen in der Welt hindeuten. Habt ihr den seltsamen Stern nicht gesehen, der täglich gegen Morgen sich am Himmel zeigt?“ fragte ein Pharisäer.

Alles wurde still, und jeder bemühte sich, dem Redner, der ein großes Ansehen in der Stadt genoß, die Worte vom Munde abzulauschen. Dieser, geschmeichelt von der ihm bewiesenen Aufmerksamkeit, fuhr fort:

„Seit einiger Zeit bemerken die Wächter um die Zeit des Hahnenschreis (1 Uhr nach Mitternacht) ein Gestirn, seltsam anzusehen, aber von gräulicher Gestalt. Es steht am Himmel und seine bleichen Strahlen sind in Form eines Schwertes hingerichtet nach Jerusalem. So steht der Stern am Himmel bis die Morgensonne im Osten heraufsteigt und sein fahles Licht in ihrem Glanze verschwimmt.“

„Das bedeutet Sieg im Kriege,“ rief der kräftige Mann mit einem zuversichtlichen Tone.

„Was dieser Stern bedeutet, ob das, was du sagst, und wem Jehova den Sieg sendet, ob unserm Volke oder den Fremden, dieses ist verborgen“ sprach der Pharisäer dumpf. „Aber eine noch wunderbarere Erscheinung hat man am Tage der Sonnenwende im Tempel zu Jerusalem gesehen und es

ist mir darüber von glaubwürdigen Männern berichtet worden."

„O erzähle, ehrwürdiger Meister!" tönte es von allen Seiten.

„Es war am Tage, da die Sonne sich wendet, um uns wieder des Jahres lieblichste Tage, den Frühling zu bringen;" sprach der Pharisäer ernst. „Die Priester, welche die Tempelwache hatten, saßen still im Heiligthume. Einige beteten, andere genoßen der Ruhe, ohne aber zu schlafen, also, daß sie still ihres Berufs warteten, siehe, da erleuchtete um die Mitternacht ein Strahl das Innere des Tempels mit solcher Klarheit, daß der hellste Sonnenschein dadurch übertroffen wurde. Die Priester sprangen empor, und, eine Feuersbrunst befürchtend, rannten einige hin nach der Gegend des Tempels, von wo das Licht auszuströmen schien; andere öffneten die vordere Pforte, nach Hilfe zu rufen. Aber draußen war die Nacht mit ihren schwarzen Tiefen, von keinem Strahl des Mondes beleuchtet, und vom finstern Himmel goß der Regen in Strömen herab. Das Licht aber nahm zu und wurde so blendend, daß die weißen Marmorsäulen und die goldenen Kapitäler und Zierrathen an den Wänden wie das grellste und zwiefache Sonnenlicht den blendenden Strahl zurückspielten. Entsetzen ergriff die Priester; die Nähe des Höchsten ahnend, warfen sie sich nieder, und warteten der Dinge, die da kommen würden. Aber das Licht wurde nach und nach milder, bis es allmählich ganz

verschwand und nichts blieb, als der matte Schein der Lampen, die zur Erleuchtung des Tempels regelmäßig Jahr aus Jahr ein verwendet werden."

„Das ist seltsam!" rief eine Stimme aus der lautlos umherstehenden Menge.

„Ja es ist seltsam" sprach der Pharisäer, „aber die Zeit verkündet sich am demselben heiligen Orte durch noch andere wunderbare Begebenheiten. In denselben Tagen um die sechste Nachtstunde öffnete sich im Tempel das große Thor, welches wie bekannt mit großen eisernen Riegeln und Schlössern verwahrt ist, ohne äußere sichtbare Veranlassung und dennoch wird die angestrengte Kraft von zwanzig starken Männern erfordert, um diese nur bei feierlichen Gelegenheiten oder an großen Festen geöffnet werdende Pforte aufzuthun. Auch hat man mir berichtet, daß, als die Priester am Pfingsttage innen im Tempel zubereiten wollten, was zum Feste gehört, sie ein Geschrei und Gepolter vernahmen, dann aber eine Stimme, welche laut die Worte sprach: Auf, lasset uns von hinnen wegziehen!" Ueber diese seltsamen und furchtbaren Ereignisse herrscht unter den Priestern großes Entsetzen. Ein anderer Theil der Priester deutet sich diese wunderbaren Vorgänge zum Glücke und leitet daraus Hoffnungen auf künftige bessere Zeiten und das baldige Erscheinen des wahren Messias ab."

„Thörichte Hoffnung!" flüsterte eine leise, aber bei der allgemeinen Stille dennoch wohl vernehmliche Stimme.

„Wer zweifelt hier an dem einstigen und — baldigen Erscheinen des Ersehnten?“ fragte der Pharisäer, indem er lauernd im Kreise umher sah.

Alles blieb still und endlich nahm der Mann wieder das Wort, welcher sich bisher vorzugsweise mit dem Pharisäer unterhalten hatte, indem er sprach:

„Ehrwürdiger Meister, wohl Niemand wird das gesprochene Wort vertreten. Doch erinnere Dich an die Vorgänge zu Jerusalem, als der Nazarener gekreuzigt wurde. Noch gibt es Leute, die fest an ihn glauben und das Andenken an ihn wird vielleicht gerade hier in Kapernaum am spätesten erlöschen.“

„An den Betrüger?“ höhnte der Pharisäer. „Ja, ich weiß es, hier bergen sich noch Anhänger vor ihm, betrogene Betrüger, die weder die Schärfe der geistlichen Obrigkeit noch das Strafgericht der römischen Magistrate, welche sich zu ihrer Vertilgung vereinigen, zur Besinnung bringen kann, obwohl sie sich scheuen, öffentlich hervorzutreten. Wehe ihnen!

„Ereifre Dich nicht, Meister,“ sprach der Bürger ruhig. „Laß sie still ihrem Loose entgegengehen. Die Welt ist im Aufruhr und in den Kämpfen der Zeit gehen solche geringe Dinge von selber unter.“

„Möge nur das jüdische Volk siegreich aus diesen Kämpfen hervorgehen!“ schrie eine dem Laut nach jugendliche Simme aus dem zur Masse angewachsenen Haufen.

„Still, meine Freunde, welch' ein unbesonnenes Wort! Leben wir ruhig unter dem Schutze unserer römischen Schirmherrn“ sprach der Pharisäer, indem er seinen Mantel fester anzog und sich zum Gehen anschickte, da das Gespräch eine ihm gefährlich scheinende Wendung nahm.

„Schmach und Schande über uns, daß wir so geduldig das Joch dieser blutsaugenden Fremdlinge tragen, während unsere Brüder in Samaria und Judäa sich für unsere Freiheit schlagen und, da wir sie verlassen, langsam, aber sicher, unterliegen werden;“ rief dieselbe helle kräftige Stimme.

Ein beifälliges Murmeln ertönte hie und da aus der Menge. Der Pharisäer verschwand jetzt rasch, während sich das Murmeln zu lautem Gespräch erhob. Es bildeten sich Gruppen, aus deren Mitte ähnliche verwegene, den Geist der Empörung athmende Reden vernommen wurden. Endlich drang die Stimme des vorhin schon erwähnten kraftvollen Redners durch und ihm hörten nun alle mit Aufmerksamkeit zu. Er sprach:

„Noch ists Zeit, meine Freunde, von solchen Dingen zu reden. Noch sitzen hier die römischen Magistrate, umgebend von einer Cohorte römischer Krieger, die uns mit Mißtrauen überwachen. Wehe dem, der — ein kühnes Wort sprechend — verrathen würde! Schneller Tod wäre sein sicheres Loos! Darum ich ermahne euch, seid besonnen und vorsichtig, damit nicht großes Unglück die Stadt verderbe und zu Grunde richte.“

„Werden wir dem entgehen, wenn wir warten und unthätig zusehen, bis die Römer das Land unterjocht haben?“ rief der feurige Redner, ein schöner junger Mann, der sich jetzt in die Mitte vorgedrängt hatte.

„Sage mir, Freund, was kannst Du thun? Bist du nicht umgeben von Feinden, deren Zahl so groß ist, daß es nur deinen und deiner Freunde Untergang heraufbeschwören hieße, wenn du eine tollkühne That wagen wolltest?

„Weshalb ließen die Galiläer Jotapata von den Römern belagern und sahen ruhig zu, wie diese starke Burg erstürmt und zerstört wurde, statt die Römer mit Macht anzugreifen und ihren in der Festung eingeschlossenen Brüdern wenigstens zu zeigen, daß sie nicht ganz verlassen seien?“

„Warum thatest du damals nicht, wovon du jetzt sprichst?“

„Weil ich, ein Jüngling, den Beruf nicht in mir fühlte, zu thun, was Aeltere und Erfahrnere hätten thun sollen; sprach der junge Mann erbittert. „Ja, ich sehe, daß auch jetzt wieder gezaudert werden wird, bis es zu spät ist, wenn nicht kühnere Männer sich an die Spitze stellen!“

„Wage es, Tollkühner!“ sprach der ältere Bürger warnend, „stürze dich nutzlos ins Verderben, reiße die Deinen, deine Freunde, ja selbst deine kleine, bisher vom Unglück verschonte Vaterstadt mit dir in den Untergang! Siehst du, Verblendeter, siehst du nicht die Uebermacht, die jede Anstrengung ver-

eiteln würde? Beim ersten Ruf zum Kampfe sind wir, ein schwaches Häuflein, überwältigt. Das Land seufzt schon unter der Last des Krieges. Legion auf Legion zieht heran, Tausende, die wir nähren, kleiden müssen, die unsern Schweiß verzehren. Was der Geiz und die gierige Habsucht der Statthalter uns nicht geraubt, das müssen wir geben, um nur das arme Leben vor der Gewaltthat der raubsüchtigen Krieger zu retten."

„Er hat recht!" riefen mehrere Stimmen beifällig; „es wäre tollkühn und nutzlos, wenn wir uns jetzt empören wollten."

„Jerusalem wird untergehen," flüsterte wieder vernehmlich die leise Stimme, als eine allgemeine Stille sich verbreitet hatte.

„Wenn es untergeht, so sind daran die Verräther des Vaterlandes, die Atheisten, die Nazarener schuld"; schrie eine wüthende Stimme.

„Wehe ihnen!" riefen mehrere aus der Menge; „wenn Zion fällt, so wird das Volk an ihnen die Stadt des Herrn rächen."

„Daß es nicht dahin komme, dafür, meine Freunde, laßt uns im Stillen wirken;" sprach der erste Redner. „Die Zeit des Osterfestes naht heran und nach alter Sitte werden Hunderttausende nach der heiligen Stadt ziehen, um dort ihre Andacht zu verrichten. Das ist die rechte Zeit, etwas Ersprießliches zur Rettung der Stadt und des Landes zu thun. Da versehe sich der muthige Mann mit Waffen und Nahrung und eile hin in die Tempelstadt,

um für das Heiligste des Volkes Israel Gut und Blut standhaft und freudig zu opfern. Gegen solche Massen, die unter dem Schutze starker Mauern im Gebirgslande den Römern widerstehen; vermögen diese wohl schwerlich etwas auszurichten. Aber hier auf den Ebenen Galiläas, würden wir Wenigen ihrer starren Kriegskunst unterliegen und aufgerieben werden, wie auch unsere Brüder trotz ihrer kühnen Tapferkeit ihr Leben vor den Eisenreihen der Legionen nutzlos verblutet haben."

Eine tiefe Stille folgte auf diese Worte. Endlich sprach der Jüngling zu dem Redner:

„Verzeihe mir, Freund, ich widersprach dir vorhin unüberlegt und mit Heftigkeit. Ich fühle, daß du recht hast und will Deinem Rathe folgen. Aber sprich, wie räthst du, daß wir uns jetzt verhalten?"

„Still, ruhig!" sprach der entschlossene Bürger. „Dulde und harre aus, bis die Zeit kommt, die ich Dir genannt habe. Denke an den Tag der Rache!"

„Ich denke seiner und will mich bezwingen!" sprach der Jungling dumpf.

„Ein jeder lebe jetzt still seinem Beruf, ohne scheinen zu lassen, als kümmere er sich viel um das Getriebe der Begebenheiten. Dann laßt uns heimlich Abrede treffen, wenn die Zeit kommt. Achtet sorgfältig auf alles, aber verrathet Euch nicht selbst. Unterstützet einander mit Rath und That. Ich hoffe, wir dürfen auf alle Männer zählen, die noch Kraft zum Kampfe fühlen?"

So eben wollte ihm die Menge durch lauten Zuruf antworten, als plötzlich von einer andern Seite der Stadt der durchdringende Ton der Tuba erklang und der helle Kriegsgesang der römischen Kriegerschaar ertönte, die mit unserm blinden Freunde und seinem Gefährten in die Stadt einzog und ihre hier einsam in Besatzung liegenden Waffengenossen mit jubelnder Kriegsmusik erfreute und begrüßte.

Da erfaßte ein panischer Schrecken das vorher noch so muthig scheinende Häuflein der Capernaenser. Die meisten eilten, so schnell sie konnten, hinweg, um sich vor den gefürchteten Römern zu verbergen und nur wenige, unter diesen der Bürger und der Jüngling, blieben zurück, indem sie den Feigen halb zornige, wehmüthige Blicke nachsendeten.

„Sieh hier, mein Sohn, welcher Unterstützung du dich von diesen Menschen zu versehen hättest!“ sprach der Bürger verächtlich.

„Jerusalem wird fallen und Millionen, wie Ihr, werden es nicht retten!“ sprach die leise Stimme wieder, und ein Mann, gehüllt in einen braunen Mantel, kehrte langsam um und verließ wankenden Schrittes den Platz, um sich nach seiner Hütte am Ufer des Sees zu begeben.

„Unglücksrabe!“ murmelte der Bürger zornig.

„Wer ist das?“ fragte der Jüngling.

„Ein Greis, Timoleon, der Fischer;“ anwortete der Bürger leise. „Man sagt, er sei ein Anhänger des Jesus von Nazareth. Doch thut er Niemanden Böses!“

„Mag er anhängen, wenn er will, wenn er uns nur nicht den Römern verräth!“ sagte der Jüngling.

„Sei unbesorgt, ich kenne ihn, Er wird uns nicht verrathen! Lebe wohl!“ Mit diesen Worten entfernten sich die Letzten und bald bedeckte die Nacht den Platz, der vorher so belebt gewesen war.

Simon und Emanuel im Verhör vor dem römischen Prokurator. Emanuel geräth in die Sklaverei der Römer. Der Helfer in der Noth.

Die Römer hatten ihre Macht bereits auf die nördlich und südlich von Palästina gelegenen Länder ausgedehnt, als die Fürsten des jüdischen Volkes, Antipater und Hyrkanus, unfähig, den Trotz der beiden sich bekämpfenden israelitischen Partheien zu brechen, die mächtigen Nachbarn zu Hilfe riefen. Der Römer Feldherr, Pompejus, hörte bereitwillig die Klagen, verschob aber seine Entscheidung, bis er festen Fuß im Lande gefaßt hatte und setzte dann beide Brüder ab, indem er das von diesen mit so wenig Kraft beherrschte Land für eine römische Provinz erklärte. Das Volk, über solchen Trug entrüstet, empörte sich. Aber Gabinius, des Pompejus Unterfeldherr, beugte den Trotz der Juden, belagerte Jerusalem und erstürmte es nach drei Monaten unter großem Blutvergießen. Einen zweiten Aufruhr unterdrückten Gabienus und Markus Antonius eben so rasch, als blutig

und nun wurde die römische Herrschaft im Lande durch Einführung aller römischen Einrichtungen völlig befestigt. Zur Ruhe kam jedoch das unglückliche Land nicht mehr.

Der kühne Geist der Römer achtete der ihm gehässigen Stimmung des Volkes nicht. Magistrate wurden in allen durch ihre Volkszahl oder Lage bedeutenden Orten eingerichtet und die Beamten des römischen Kaisers lernten bald am Beispiel der Statthalter, über den Interessen Roms des eigenen Vortheils nicht zu vergessen. Bald erhoben sich Prachtbauten, wie die Römer sie in Griechenland kennen gelernt hatten und in der großen Vaterstadt nachahmten. Das jüdische Volk mußte die Mittel dazu bieten und die Römer verzehrten behaglich in ihren Marmorpalästen, was sie von den unglücklichen Israeliten mit kalter Härte erpreßt hatten.

Auch in Kapernaum residirte ein römischer Prokurator, dessen Stellung im gegenwärtigen Augenblick eben so wichtig, als einträglich war. Er hatte die galiläische Landschaft zu überwachen und die Lieferungen für das zahlreiche römische Kriegsvolk zu besorgen. Diesen Mann wollen wir nun in seinem Hause kennen lernen.

In der schönsten Lage der Stadt auf einer kleinen Anhöhe hatten mehrere den reichsten Einwohnern gehörende Gebäude beseitigt werden müssen, um Raum für die römische Prokuratur zu gewinnen. Auf der Spitze des Hügels entstand sodann das Haus. Es war von Marmor gebaut, zeigte

gegen Osten eine Reihe von Säulen aus demselben kostbaren Stoffe, welche eine Ueberdachung trugen und so eine Halle bildeten, wo man gegen die Strahlen der Sonne geschützt war und doch einer entzückenden Aussicht auf den ganzen See und die gegenübergelegenen majestätischen Schneegebirge genoß. An dieser Halle hatte römische und griechische Kunst alles erschöpft, was sie vermochte. Zwischen den Säulen standen auf Piedestalen herrliche Marmorstatuen und die Wände zwischen den drei in das Haus führenden Pforten prangten mit den lieblichsten Gemälden. Der Boden der Halle war mit den kostbarsten Marmortafeln belegt; die Decke aber zeigte ein Mosaikgemälde von vollendeter Arbeit. Einige mit kostbaren Stoffen belegte Ruhebetten, einige Tische von vergoldeter Bronçe, der Dreifuß und die Penaten (Hausgötter) in ihren Nischen fehlten nicht.

Das Innere des Hauses war in mehrere Gemächer getheilt. Man fand da kostbar verzierte und möblirte Schlaf-, Wohn- und Speisesäle, welche sich alle nach der Halle oder dem um die Halle herliegenden Garten öffneten. Hierher gelangten nur die Vertrauten oder Diener des Hauses; den Juden war der Eintritt versagt.

Die Amtsgemächer des Prokurators lagen nach der Hinterseite des Hauses gegen die Stadt hinaus. Hier hatte das Haus ein großes Thor, zu dem eine eben so breite als kostbare Treppe führte. Durch das Thor gelangte man in eine schmale

Halle, wo diejenigen, welche ihr Beruf oder der Wille des Prokurators hierher führte, warten mußten, bis er sie vorließ. Links war ein schönes aber nicht kostbares Gemach, in welchem der Prokurator seine Amtsgeschäfte verrichtete. Rechts von der Halle dagegen war ein größeres Zimmer, in dem beständig einige Liktoren (Gerichtsdiener) und eine zahlreiche aus den versuchtesten Soldaten bestehende Schutzwache vorhanden waren.

Der Prokurator hatte sich längst in das Innere seiner Wohnung zurückgezogen und nur seine Schreiber waren noch im Amtszimmer beschäftigt, theils Befehle, theils auch Berichte an verschiedene Orte über die Vorgänge des Tages auszufertigen, da entstand plötzlich vor dem Hause ein Aufruhr und bald war die breite Straße von den vorhin erwähnten Kriegerhaufen erfüllt, die sich hier aufstellten, um, nachdem sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht hatten, die Befehle des Prokurators zu erwarten.

Der uns bekannte Anführer sprang vom Pferde, befahl einem Soldaten, die beiden Gefangenen, den blinden Greis Simon und dessen Enkel, in das Haus zu führen und dort zu bewachen. Er selbst ging mit kriegerischer Keckheit durch die vom Amtszimmer in das Innere des Hauses führende Thüre, um den Prokurator persönlich von seiner Ankunft in Kenntniß zu setzen.

Simon, auf's Aeußerste ermüdet, hatte sich auf einer Bank niedergelassen. Der Jüngling kniete sich vor ihn nieder und wartete mit stummer Angst

der Dinge, die da kommen würden. Der Soldat, seiner Gefangenen gewiß, scherzte laut mit den Wächtern, die herausgekommen waren, um ihn zu begrüßen und Neuigkeiten von ihm zu vernehmen.

Die Gefangennehmung der beiden Fremdlinge aus Jerusalem, also aus dem eigentlichen Herzen des jüdischen Reiches und der empörten Provinzen, mußte dem Prokurator wichtig genug dünken, denn er verließ sogleich sein leckeres Abendmahl, begab sich mit dem Anführer der Cohorte in das Gerichtszimmer und befahl, ihm die beiden Israeliten vorzuführen.

Man rief den Greis. Simon erhob sich langsam, stützte sich auf seinen Enkel und folgte dem Liktoren, der ihm voranging.

Zwei Schreiber arbeiteten an einem Tische, über den eine vortrefflich gearbeitete Lampe herabhing. Der Anführer der Cohorte stand, sich auf einen Dreifuß mit der Hand stützend, hinter dem Procurator, einem Manne von edler Gestalt, aber kalten herzlosen Zügen, der in einem schönen Lehnstuhle Platz genommen hatte, und Simon und dessen Enkel mit finsterer, verächtlicher Miene betrachtete.

Diese Untersuchung hatte eine kurze Zeit gewährt; Da erhob sich der Beamte des Kaisers und befahl Simon, näher zu treten. Der Greis gehorchte stumm. Jetzt sprach der Prokurator barsch:

„Wer bist du, und wer ist dieser Knabe?"

„Ich bin Simon, gebürtig aus dieser Stadt Capernaum und meines Gewerbes ein Eisenschmied."

Dieser Knabe ist mein Enkel, der einzige Sohn meiner längst verstorbenen Tochter. Sein Name ist Emanuel.

„Man hat dich als einen aus Jerusalem kommenden Fremdling vor mich gebracht. Sprich weshalb, und wie lange hieltest du dich in Jerusalem auf?“

„Meine Tochter war in Jerusalem verehelicht. Zu ihr ging ich, nachdem ich geblendet worden, und unfähig war, mein Brod durch meiner Hände Arbeit zu erwerben. Zwei und zwanzig Jahre lebte ich in Jerusalem, bis auch meine Tochter starb und unser Haus nebst aller Habe bei einer Feuersbrunst vernichtet wurde. Arm und verlassen flüchtete ich aus der Hauptstadt hierher, um hier am Orte meiner Geburt von der Unterstützung mildthätiger Landsleute mein kümmerlich Dasein zu fristen.“

„Welches Verbrechen begingst du, und wer war der Richter, der dich dafür blenden ließ?“ forschte der Prokurator weiter.

Der Greis kämpfte mühsam eine Regung der schmerzlichsten Wehmuth nieder. Er stieß einen tiefen Seufzer aus, und sprach:

„Es sind bereits zwei und zwanzig Jahre, seitdem ich meines Augenlichts grausam und schuldlos beraubt worden bin. Hier in Capernaum hatte sich eine kleine Gemeinde von Christen gebildet, die still und fromm dem Herrn diente und ihre bürgerlichen Pflichten gegen den Kaiser treu erfüllte. Der Haß der Pharisäer aber erregte gegen diese Gemeinde,

der ich angehörte, einen Aufruhr unter dem Volke. Man überfiel uns, als wir des Abends versammelt waren, um beim Mahle das Andenken des Herrn zu feiern. Einige, die sich zu widersetzen wagten, wurden getödtet, andere furchtbar mißhandelt und alle, gleich mir, ihres Augenlichts beraubt. Dieses, Herr, ist die Wahrheit!"

„Ich habe von dieser atheistischen Sekte gehört;" sprach der Prokurator mit drohendem Tone; „ich weiß, daß sie hier auf diesen Gefilden entstanden ist, und ich glaube, daß man sie mit mehr Recht als Unrecht verfolgt und zu unterdrücken sucht. Hat deine Züchtigung dich klug gemacht, und bist du reuig wieder zum Glauben deiner Väter zurückgekehrt!"

„Zum Glauben meiner Väter?" sprach der Greis freudig; „ja zu meinem und zu aller Menschen Vater, zu meinem Erlöser, auf dessen Namen ich sterben will, durch die Kraft und den Beistand des heiligen Geistes!"

Ein Strahl des Zornes leuchtete in den Augen des Römers bei diesem muthigen Bekenntniß. Endlich sprach er kalt: „Verblendeter Thor, in dessen wirren Kopf die Nachtgespenster des Aberglaubens und des verwerflichsten Atheismus spucken, wisse, ich könnte dich peinigen lassen, weil du so viele Frechheit besitzest, selbst mir gegenüber auf deinem tollen Atheismus zu beharren. Doch ich will nicht gehört haben, was du zu sagen wagtest. Was kümmern mich deine Ansichten über die unsterblichen Götter? Beharre in deinem thörichten Wahne, da dich so

großes Unglück nicht davon abwendig machen konnte. Bald wird der Todesbote dein weißes Haupt berühren und im Schattenreiche wirst du deine Verachtung der Götter schwer büssen müssen. Jetzt beantworte meine Fragen genau, und mit wahrhafter Zunge. Wisse, daß von deinen Aussagen dein Leben und das dieses Knaben abhängt!"

Der Greis neigte voll Ergebung das Haupt, und wartete auf die Fortsetzung des Verhörs, während der Prokurator leise einige Worte mit dem Cohortenführer wechselte. Endlich sprach er:

„Ich habe gehört, daß Jerusalem mit Lebensmitteln versorgt wird, und daß man sich dort zur Vertheidigung gegen die Legionen des Kaisers bereitet. Berichte mir alles, was du darüber weißt und — ich werde dich nicht nur in Frieden entlassen, sondern auch sogar belohnen."

„Wenn du es gestattest, daß ich weiter ausholen darf; so werde ich schildern, was mir über den Zustand der Stadt zu Ohren kam", sprach der Greis.

„Sprich ohne Furcht, doch fasse dich so kurz als möglich!" befahl der Römer.

„Die Zerspaltung des israelischen Volkes in sich selbst mit Wuth bekämpfende Partheien ist dir bekannt, o Herr!" begann der Greis. „Es gibt Partheien, welche um die weltliche Oberherrschaft kämpfen; es bestehen Sekten, welche über den Glauben verschiedener Meinung sind, und ihren Streit durch blutige Gefechte auszugleichen suchen. Aber in der neuesten Zeit ist eine Sekte entstanden, welche in

bürgerlicher und religiöser Hinsicht alles Bestehende zu vernichten sucht. Ein gewisser Judas aus Gaulonitis, ein ehemaliger Saducäer, predigte öffentlich, daß man keinen andern Fürsten anerkennen dürfe, als Jehova. Nach seiner Lehre gibt es keine größere Sünde, als die Bezahlung der Abgaben an den Kaiser und die Dienstleistungen, wodurch die römische Regierung erhalten wird.“

Der Prokurator lächelte höhnisch und sprach: „Findet dieser Empörer Anhang unter dem Volke?“

„Ihm hängt das Volk mit blinder Ergebenheit an. Die Sekte des Judas hat jetzt alle andern unterdrückt. Bei Verfolgung ihrer empörerischen Pläne schonen sie kein Menschenleben; aber sie sind so erhitzt durch die verderblichen Lehren ihres falschen Propheten, daß sie auch das eigene nicht achten. Sie verletzen alle Gebote der Menschlichkeit und Religion und sind jederzeit bereit, sich durch einen Eid zu binden, weder zu essen, noch zu trinken, bis sie den Feind ihrer Nation oder ihres Gottes getöddtet haben.“

„Wahnsinnige Empörer!“ sprach der Römer ernst und nachdenklich, indem er einer „Ahnung der schrecklichen Kämpfe nachhing, die es kosten würde, um solche erhitzte Fanatiker zu überwinden. „Und in welchen Zustand ist jetzt die Stadt durch diese Verwegenen versetzt worden?“ fuhr er fort.

„In Jerusalem beugt sich alles vor dem Grimm dieser wilden Sektirer. Täglich werden die Straßen mit Bürgerblut befleckt, und Jerusalems Plätze glei-

chen Schlachtfeldern. Ein dumpfer Schrecken herrscht unter den Einwohnern, die der Gewalt der blutgierigen Horden preisgegeben sind. Räuberbanden durchziehen die Straßen, denn Niemand denkt daran, Ordnung und Gesetz aufrecht zu erhalten. Täglich erschrecken fürchterliche Mordthaten und Berichte der frechsten Räubereien die schutzlosen Bürger. Dabei nehmen Elend und Armuth überhand, denn Niemand denkt mehr an ehrlichen Erwerb, da Keiner des kleinsten Besitzes mehr sicher ist."

„Bei diesem Stande der Dinge wird es hoffentlich wenig Mühe kosten, sich der Stadt zu bemeistern, wenn ein hinreichendes Heer zum Angriffe heranrückt"; sprach der Prokurator.

„Herr, hoffe dieses nicht!" sprach der Greis. „Glaube mir, so sehr Alle durch das Elend leiden, so tief hassen und verabscheuen sie auch alle die römische Herrschaft, und wenn sie in allem uneinig sind, so sind sie darin ganz einig, sich nie mehr der Herrschaft des Kaisers zu unterwerfen, so lange noch ein Arm zur Vertheidigung des Landes und der Stadt sich regen kann?

„So wird ihr Trotz den Untergang der Stadt, ja der ganzen Nation herbeiführen" sprach der Prokurator, indem er den Cohortenführer mit bedeutungsvoller Miene ansah.

„Die Kämpfe, welche die Legionen bis jetzt gegen die empörten Israeliten bestanden haben, und deren zweifelhafter Ausgang oder geringer Erfolg vermögen dir besser, als meine Versicherungen, die

wilde Wuth zu beweisen, mit der sich das Volk jetzt schlägt“ fuhr Simon fort. „Täglich steigt noch der Eifer und je schrecklicher die Partheienkämpfe im Innern rasen, um so heftiger wird der Haß gegen Rom und seine Krieger. Täglich erscheinen in Jerusalem Betrüger, welche sich für Propheten ausgeben, den Söhnen der Patriarchen die Freiheit verkündigen und die Wiederherstellung des Königreichs Israel predigen. Aber auch die Römer tragen nicht wenig dazu bei, die Wuth des Volkes zu steigern. Doch verzeihe Herr, daß ich dieses gesagt und erlaube, daß ich verschweige, was ich in dieser Hinsicht Schlimmes gehört.“

„Ich befehle dir, zu reden!“ herrschte der Prokurator dem Greise zu.

„Die kurze Anwesenheit des Festus, der die Aufruhrbanden zerstreute und das Kriegsvolk in strenger Zucht hielt, hätte dem Lande einige Ruhe gegeben. Aber seitdem er weg ist und die Bedrückungen der Statthalter — verzeihe Herr, ich sage nur, was ich gehört und erfülle dadurch deine Befehle —“ unterbrach sich der Greis zögernd.

„Fahre fort!“ sprach der Prokurator ernst.

„Die Bedrückungen der Statthalter nach Festus und die Ausschweifungen des Kriegsvolks, das sich an Raub gewöhnt hat, steigern die Verzweiflung des unglücklichen Volkes bis zum Wahnsinn und würden jeden Versuch einer friedlichen Lösung unmöglich machen, selbst wenn die Juden geneigt

wären, auf Worte des Friedens und der Mäßigung zu jetzt noch hören."

„Es ist genug" sprach der Prokurator aufstehend. „Jetzt sprich, wo stehen die größten Streithaufen der Juden und dann — wenn du mir auch in dieser Hinsicht die Wahrheit gesagt, will ich dich in Frieden ziehen lassen. Bedenke aber, daß ich stets vom Heere genaue Kunde habe, und daß, wenn deine Angaben mit meinen Berichten nicht stimmen, ich dich als Lügner schrecklich büßen lassen kann."

„Herr, habe Nachsicht mit mir. Wie vermag ein blinder Greis dir mit Gewißheit Dinge zu berichten, welche selbst für Sehende so schwer zu beurtheilen sind und die sich seit vielen Tagen so sehr geändert haben können."

„Berichte, was du gehört hast!" befahl der Römer.

„Wir gingen von Jerusalem nach Jericho und von dort das Jordanthal entlang. Dort ist noch alles von israelitischen Kriegshaufen erfüllt. Bis gegen Nablus hin halten die Juden das Gebirge und vergebens suchen die Legionen von Yaffa aus gegen Ramla vorzudringen. Auch nach der Seite von Hebron hin ist das Gebirge durch die Legionen eingeschlossen. Aber die leicht zu vertheidigenden steilen Gebirgspässe spotten, wie ich gehört habe, aller Anstrengungen."

„Die beiden Römer wechselten einen Blick des Einverständnisses und der Prokurator sagte: „Du

bestätigst, was ich gehört habe. Aber verhehle mir nichts von allem, was du weißt!" setzte er drohend hinzu. „Man hegt den Plan, die römische Kriegsmacht irgendwo anzugreifen. Sage mir, in welcher Gegend wird dieser Angriff vorbereitet?"

„Diese Sache, Herr, wird geheim gehalten. Doch ein dunkles Gerücht und die Anhäufung der Kriegerschaaren lassen vermuthen, daß die Gegend von Nablus demnächst der Schauplatz blutiger Ereignisse werden dürfte."

„Sprichst du die Wahrheit und ist dir sonst nichts mehr bekannt, das mir von Nutzen sein könnte?" fragte der Römer.

„Nichts weiter, Herr, weiß ich;" sprach der Greis erschöpft; „möchte meine Aufrichtigkeit dein Herz rühren und du mich mit meinem jungen Begleiter in Frieden ziehen lassen!"

Der Römer würdigte ihn keiner Antwort, sondern faßte den Knaben prüfend ins Auge. Endlich sprach er: „Ziehe deines Weges und nimm hier eine Gabe — mit diesen Worten zog er einen Beutel vom Gürtel und drückte ihn dem Greise in die zitternde Hand.

Der Greis dankte gerührt und wollte sich auf seinen Sohn stützen, um sich zu entfernen. Aber auf einen Wink des Procurators ergriff der Krieger den Jüngling und riß ihn von der Seite des Greises hinweg, der erschrocken und hilflos in der Mitte des Zimmers stehen blieb.

„Entferne dich!" gebot der Prokurator.

„Wo ist mein Enkel, er ist nicht bei mir" sprach der unglückliche Greis bebend vor Angst, während ein Soldat den vor Entsetzen stummen Knaben eilig durch die Thüre des Amtszimmers in das Innere des Hauses zog und dort mit ihm verschwand. Ihm folgte höhnisch lächelnd der Prokurator.

„Fort mit dir!" sagte jetzt der Cohortenführer dumpf, indem er den Greis zur Thüre des Amtszimmers mit roher Faust hinausstieß. Dort ertheilte er einigen Soldaten den Befehl, den Fremden zum Hause hinauszuschaffen. Dieses verstanden die Rohen so wohl, daß sie den ehrwürdigen, laute Wehklagen ausstoßenden Greis bis zum Abhang der Treppe führten und ihn dort seinem Schicksal überließen. Im nächsten Augenblick stürzte er mit hartem Fall die Marmorstufen hinab und blieb unten wimmernd liegen.

Einige Augenblicke später näherte sich eine gebeugte Gestalt. Es war Timoleon, der Fischer, der von dem Besuch bei einem Freunde kam, um sich nach seiner Wohnung zu begeben. Erstaunt blieb er bei dem Gestürzten stehen. Indem er sich niederbeugte, um dessen Antlitz zu sehen, entdeckte er die gräßliche Verstümmelung von dessen Antlitz. Eine Gewalthat ahnend, wie sie in diesem Hause und bei den Bewohnern desselben oft erhört war, richtete er den halb Bewußtlosen auf und zog ihn so rasch, als dieser zu folgen vermochte, hinweg aus der gefürchteten Nähe des römischen Gerichtshauses. Als nach einiger Zeit römische Soldaten

erschienen, um nach dem Gestürzten zu sehen, fanden sie den Platz leer und nur von den schwarzen Schatten der Nacht bedeckt. Unbekümmert um das Schicksal, dem der Blinde wohl verfallen sein möchte, kehrten sie ins Haus zurück, schloßen die Pforte und vergaßen beim Trunk und Würfelspiel bald der Leidensgestalt, die in ihren rohen Gemüthern keine Regung von Mitleid, sondern nur Hohn und Spott erweckt hatte.

Das Kriegswesen der Römer.

Unsere Geschichte wird uns nun bald auf den Schauplatz eines der schrecklichsten Kriege des Alterthums führen. Es wird deßhalb gerathen sein, unsere Leser mit den Kämpfern bekannt zu machen, welche die Schlachten schlugen, oder sie wenigstens an ihnen bereits bekannte Gegenstände zu erinnern.

Roms Größe ruhte in seiner Kriegsmacht. Ein Staat, wie dieser, mußte deßhalb beständig darauf bedacht sein, eine große Heeresmasse zu besitzen und diese Heere mußten aus gutgeübten, ausdauernden und zweckmäßig bewaffneten Soldaten bestehen.

Der römische Soldat trug einen ehernen oder eisernen Helm, einen Brustharnisch von demselben Stoffe und selbst seine Beine waren mit metallenen Schienen geschützt. Am linken Arm hing mittelst lederner Riemen der hölzerne, mit Leder überzogene, am Rande mit Eisen beschlagene, vier Fuß lange

und dritthalb Fuß breite Schild. Die Reiter hatten kleinere und runde Schilde. Die Sättel und Steigbügel, welche jetzt unsere Reiter nöthig haben, waren den Alten unbekannte Dinge. Sie hatten nichts, als eine wollene oder lederne Decke zur Unterlage und schwangen sich durch einen kräftigen Sprung auf ihre Rosse.

Die Waffen des Fußsoldaten waren eben so zweckmäßig, als furchtbar. Das Schwert war spitzig, zweischneidig, nicht volle drei Fuß lang, sondern meist viel kürzer. Um nun dieser kurzen Waffe Wucht und Zug beim Hieb zu gewähren, war der Stahl am Griff eingeschliffen, oft durchbrochen, nach der Spitze zu aber stark, in der Mitte dick, der Schliff haarscharf und die Spitze gefährlich. Zur Vertheidigung gegen Reiter oder zum Angriff in der Ferne hatte jeder Soldat zwei Wurfspieße, oder eine lange, schwere, eisenbeschlagene Lanze.

Auf dem Marsche mußte jeder Soldat seinen Proviant für mehrere Tage tragen; sodann eine Säge, einen Korb, Stricke, eine Kette, einen Topf, ein Beil und endlich noch drei bis vier Schanzpfähle, damit zu jeder Stunde ein verschanztes Lager geschlagen werden konnte. Rechnet man hiezu der Soldaten Kleidung, Wäsche, ihr Geld und die Gegenstände, die sie vielleicht als Beute noch mit fortschleppten; so ergibt sich ein Gewicht von fast einem Centner und mit dieser ungeheuern Last mußten sie dennoch die längsten und beschwerlichsten Tagemärsche ausführen.

Das schwerbewaffnete Fußvolk theilte man in Hastaten, Prinzipes und Triarier. Den Anfang des Gefechts mußten die leichten Truppen machen; diese fochten aus der Ferne mit Pfeilen und Wurfspießen. Dann gingen die Hastaten zum Angriff; diesen dienten die Principes zur Unterstützung, wenn der Hastaten Kraft oder Auzahl nicht ausreichte. Die Triarier bestanden aus den erprobtesten, schlachtgewohntesten Soldaten, die nie von einem Schlachtfelde wichen. Ihrer standhaften Tapferkeit erlag denn auch gewöhnlich der Feind, oder es blieb von den Triariern Keiner übrig, dem die Schmach der Flucht hätte zum Vorwurfe gemacht werden können.

Die großen Heeresabtheilungen hießen Legionen. Eine Legion bestand aus fünf- bis sechstausend römischen Soldaten. Weil aber der Legion stets Bundesgenossentruppen beigegeben waren, so belief sich die Stärke derselben nur selten unter zehntausend Fußgängern und Reitern.

Eine Legion wurde in zehn Manipel eingetheilt; jedes Manipel bestand aus zwei Centurien. Centurien nannte man öfters auch Cohorten, oder wenigstens war die Cohorte der Zahl nach nicht stärker, als die Centurie. Der Führer einer Centurie hieß Centurio. Die sechs Führer der sechs Centurien der drei ersten Manipel des schweren Fußvolks hatten gleichsam den Rang unserer heutigen Stabsoffiziere und wurden vom Feldherrn mit in den Kriegsrath gezogen. Der ausgezeichnetste Offizier führte die erste Centurie des ersten Manipels der

Triarier. Ebenso stieg auch die Besoldung und wie es für eine Auszeichnung für die Soldaten galt, unter die Garde des Heeres, unter die Triarier, versetzt zu werden, so stieg auch dadurch der Sold der Truppen und sonstige Vergünstigungen, welche ihnen zur Aufmunterung oder zum Lohne der bewiesenen Tapferkeit zu Theil wurden.

Die Anführer der Legionen waren die Kriegstribunen; diese standen wieder unter höhern Anführern, Legaten genannt und diese letzteren unter dem Befehl des Consuls, oder unmittelbar unter dem Senat Roms oder dem Kaiser.

Man sieht hieraus, daß die Zusammensetzung der römischen Heere eben so wohl geordnet war, als die der Heere unserer Zeit. Jeder einzelne Soldat wurde genau beobachtet und überwacht, hatte seinen regelmäßigen Dienst, seine wohleingeübten Handgriffe in den Waffen gelernt, war unterwiesen in seinen Bewegungen und so bildete das Ganze einen Körper, der dem Willen des Feldherrn rasch und sicher gehorchte und den Gedanken des Schlachtplanes mit Kraft und Ordnung auszuführen im Stande war.

Die Disciplin war streng; die Strafen schwer; der Gehorsam des Untergebenen gegen den Obern blind. In allem andern sah der Feldherr den Soldaten durch die Finger, wenn sie nur tapfer kämpften und streng gehorchten. Ungehorsam oder Feigheit wurde mit dem Tode durch das Beil bestraft. Hatten ganze Legionen oder Manipel oder

Cohorten nicht Stand gehalten, so wurde immer von zehn ein Mann herausgerissen und hingerichtet. Dieses Verfahren hieß Decimation.

Jede Legion hatte einen silbernen Adler, der auf einer langen Stange befestigt war, als Standarte. Auch eine Kriegsmusik war vorhanden. Sie bestand aus Instrumenten verschiedener Art, wie die Tuba, Trompeten, Posaunen und dergleichen.

Simon und Timoleon, zwei alte Freunde. Ein Plan zu Emanuels Rettung wird entworfen.

Wir kehren nach dieser zum Nutzen unserer Leser eingelegten Beschreibung zu Simon, dem blinden Greise zurück, der von Timoleon geführt, mühsam unter der Last seiner vom hohen Falle schmerzhaft erschütterten Glieder dahin schritt. Beide Greise verfolgten stumm ihren Pfad bergab, der eine brütend über den ihm vom Himmel in den Weg geführten blinden Gefährten, den hilflos liegen zu lassen ihm Gefühl und Pflicht wehrten, der andere gebeugt von den Schmerzen des Körpers und den schmerzlicheren Leiden der Seele.

Langsam ging der Gang der Greise durch die finstern vom Regen ausgewaschenen Strassen der Stadt zum Seeufer hinab. Simon folgte halb bewußtlos dem rauhen, aber gutmüthigen Führer, der ihn sorglich über die gefährlichen Stellen leitete.

Bald erreichte das wohlbekannte Geräusch der

über dem Ufersand hinspülenden und waschenden Seewellen das Ohr Simons. Er blieb einen Augenblick stehen und sprach:

„Nähern wir uns dem Ufer, mein guter, unbekannter Führer?"

„So ists," murrte Timoleon dumpf; „doch laß uns eilen, damit wir ungestört meine Hütte erreichen."

Bald standen beide vor der niedern Thür derselben; Timoleon öffnete die unverschlossene, — der Arme bedarf keiner Riegel und Schlösser — führte Simon hinein, und breitete eine Decke an den Boden hin, damit der Blinde dort ruhen könne. Dann zündete er eine Lampe an, sah noch einmal nach der Thüre, ob alles wohlgeborgen sei, kehrte endlich zurück und sprach:

„Freund, ich beklage dein trauriges Loos. Ich sehe, man ist schlimm mit dir verfahren, und ich muß glauben, daß man auch diesen Abend deine hilflose Gebrechlichkeit nicht ehrte."

Simon vermochte auf diese Worte des Mitleids nur durch Seufzen und Händeringen zu antworten.

„Beruhige dich jetzt", fuhr der Fischer gerührt fort;" fürchte nichts mehr, du bist in meinem Schutze und ich will redlich mit dir theilen, so lange ich selbst etwas habe, oder erwarten kann. Sage mir, hast du dich irgendwo verletzt?"

„Nein, guter Mann" sprach der Blinde zögernd, „obwohl ich es als ein Wunder betrachte, daß das nicht bei meinem gefährlichen Sturze geschehen ist."

„Danke Gott dafür, Er ist dein Schutz gewesen!" sprach der Fischer: Jetzt nimm und iß, was ich dir bieten kann." Mit diesen Worten zog er einen Topf mit getrockneten Fischen vom kleinen Heerde weg, nahm Brod aus einer Lade, schnitt alles in gleiche Theile und gab davon Simon reichlich, während er selbst ohne fernere Umstände sein karges Mahl verzehrte. Simon versuchte es, etwas zu genießen, allein vergebens; der Kummer um den geliebten Neffen überwand alle Forderungen seines erschöpften Leibes.

„Ach", sprach der Fischer nach einiger Zeit gerührt, „du verschmähst doch nicht, was ich dir biete? Es ist freilich wenig, ein Stücklein Brod und ein getrockneter Seefisch. Glaube mir, ich habe dieses zusammen nur selten!"

„O mein edler Gastfreund!" sprach der Blinde, „wie dank ich dir! Doch glaube mir, bötest du mir das kostbarste Mahl, ich vermöchte nichts zu genießen, denn meine Seele ist tief bis in den Tod betrübt!"

„Sage mir, woher kommst du, und weshalb ließ man dich am Hause des Römers hilflos liegen."

Der Blinde berichtete kurz seine früheren Schicksale, und kaum hatte er seinen Namen genannt, als auch der Fischer ihn aufmerksam ins Auge faßte. Jetzt erkannte er die Züge des Greises und eilte, nachdem er einen lauten Ruf des Erstaunens ausgestoßen hatte, zu dessen Lager hin, indem er rief:

„So bist du mir ein alter lieber Freund und

Glaubensbruder? Gelobt sei Gott, der mich zu dir hingeleitete.

„Und wer bist du, der du mich kennst“ sprach Simon freudig aufhorchend.

„Ich bin Timoleon, der Fischer. Erinnere dich und es wird dir nicht an Ereignissen fehlen, die dir meinen Namen und meine Gestalt vor die Seele führen.“

„Simon öffnete die Arme und schluchzend vor Wehmuth und Freude lagen sich die Greise Brust an Brust. Das Weh und aller Jammer einer langen, leidensschweren Vergangenheit gingen in dem Glück des Wiedersehens unter.

„Ich dachte nie, dich je wieder zu sehen, Freund meiner Jugend, rief der Fischer fröhlich aus! wie finde ich dich wieder.“

„Ich hoffte, dich noch unter den Lebenden zu treffen und die Vorsehung hat dich zu mir geführt in einem Augenblick, wo ich mich von Gott und seiner Barmherzigkeit verlassen wähnte!“ rief Simon freudig.

„Zagender!“ verwies der Fischer dem ehrwürdigen Freunde; wo war da dein Glaube? Vertraust du nur, wenn du nicht in Noth bist?

„Wohl hast du recht, mich zu strafen“ rief Simon jammernd, doch groß sind meine Leiden und das Schlimmste hat mich heute erst betroffen.“

„Und was ist dir geschehen, daß du es nach so großen Leiden das Schlimmste nennst!“

fragte der Fischer, indem er schaudernd in Simons leere Augenhöhlen sah.

„Mir blieb nach dem Tode meines Eidams und meiner Tochter noch ein liebes Kind, ein Enkel, die Freude und der Trost meines Alters und mein einziger Führer und Beistand in der ewigen Nacht, die mich umgibt. Mit ihm floh ich hierher, um hier bei dir Schutz und Unterkunft zu suchen. An dem Thore von Capernaum nahmen uns die Römer gefangen, weil sie hörten, daß wir aus Jerusalem kämen. Sie brachten uns vor den römischen Befehlshaber dieser Stadt...“

„Vor den Prokurator, den Wüthrich!“ sagte der Seefischer leise.

„Er unterwarf mich einer genauen Ausforschung über den Stand des Krieges und versprach, mich in Frieden ziehen zu lassen, wenn ich ihm alles wahrheitgetreu sagen würde, was ich wisse. Ich that es, um mich und meinen Enkel aus seiner Gewalt zu retten. Als ich aber geredet hatte, stieß man mich aus dem Hause, ich stürzte die Treppe hinab; aber mein Enkel, mein theures Kind, ist mir gewaltsam von dem Römer entrissen worden!“

„Der Tyrann!“ schmähte der Fischer; „wehe dem Knaben, daß er in die Gewalt dieses Menschen gerieth; es ist für immer um seine Freiheit geschehen!“

„O Himmel!“ schrie Simon und sank fast ohnmächtig zurück auf das Lager.

Der Fischer schwieg einige Zeit, dann fuhr er

fort: „Es würde unrecht sein, Dir die Gefahren zu verhehlen, welche deinem Enkel drohen. Darum vernimm, daß er als Sclave nach Rom wandern und dort verkauft werden wird. Ihm droht ein beklagenswerthes Loos. Aber auch seine Seele ist in Gefahr. Die Römer werden ihn zwingen, seinem Glauben zu entsagen; sie werden ihn zu ihrer Abgötterei verführen und er wird, ihren Lüsten dienend, im Schlamme der Knechtschaft und der Sclaverei zu Grunde gehen!“

„Welch' ein schreckliches Bild entrollst du vor meiner Seele!“ stöhnte der Blinde händeringend.

„Es ist die Wahrheit!“ betheuerte der Fischer. „Doch nun laß uns darauf denken, was wir thun können, um ihn zu retten!“

„Ihn retten! O Gott, verleihe uns dazu Deinen Beistand!“ flehte Simon.

„Wir werden ihn ohne diesen nicht retten, Freund! Was können wir, zwei schwache Greise, thun? Gott muß helfen und dein Enkel muß für die Wiedergewinnung seiner Freiheit kühn sein Leben wagen! Sage mir, wie alt ist er, und welche Kräfte kann er an ein solches Unternehmen setzen?“

„Ach! er ist noch ein Knabe, kaum dreizehn Sommer hat er gesehen!“ jammerte Simon. „Doch ist er gesund, flink und kräftig!“

„Die Gefahr macht aus Knaben Männer, wie sie aus Männern oft Knaben macht. Wohlan! ich will thun, was ich für ihn zu thun vermag. Das übrige muß er mit Gottes Hilfe selbst vollbringen.“

„Du, mein Freund!“ sprach Simon mit erwachender Hoffnung.

„Ich verspreche wenig, aber dieses Wenige werde ich thun! sagte der alte entschlossene Fischer. Ich bin wohl bekannt im Hause des Prokurators, weil ich die Fische für seine Tafel liefern muß. Morgen gedenke ich, hin zu kommen; vielleicht gelingt es mir, deinen Sohn zu sehen. Ich werde ihm anbefehlen, sich zu einer gewissen Stunde der Nacht in den Garten des Hauses zu flüchten, der bis an das Ufer des Sees herabreicht. Dort muß er sich in die Fluth stürzen und ich werde mit meinem Kahne in der Nähe sein, um ihn aufzunehmen und am jenseitigen Ufer des Sees ans Land zu setzen. Drüben ist er wenigstens befreit aus der Gewalt des Prokurators.“

„In der Wüste!“ seufzte Simon, „bedenke welchen Gefahren er dort ausgesetzt ist!“

„Gefahren?“ sprach der Fischer. „Ihm ist besser, er lebe unter den Hyänen der Wildniß, denn in den Lasterhöhlen Roms, wohin man ihn bringen wird. Und denkst du so wenig an den mächtigen Beistand des Herrn, vor dessen Stimme und Drohen einst die Wuth der Elemente schwieg? Sei getrost, Simon, Gott wird deinen Sohn nicht verlassen!“

„Und wohin wird er dann seine Schritte lenken?“ sprach der Blinde zweifelnd.

„Dahin, wohin die Gewalt der Römer nicht reicht;“ antwortete der muthige Fischer. „Leicht wird es ihm werden, sich durch die Thäler des Wüstenge-

birgs nach der Gegend von Jericho hinzuschleichen. Dort ist alles Land noch in der Gewalt unseres Volkes und von dort kann er Jerusalem erreichen, wo ihm der Schutz seiner Landsleute und Verwandten nicht fehlt.“

Der blinde Greis dachte lange nach; aber kein anderer Weg zur Rettung bot sich ihm für seinen Enkel dar. Endlich sprach er: „habe Dank, o Freund, und thue, was dir dein Geist eingibt. Vielleicht gelingt dem Knaben mit Gottes Segen die Flucht. Aber darf ich ihn vorher nicht mehr sprechen?“

Der Fischer zuckte wehmüthig die Schultern und sprach: „Bedenke, was du forderst! Sein, mein und Dein Untergang wäre gewiß; denn der Prokurator würde uns alle seiner Rache opfern! Hoffe, Freund, vielleicht umarmst du bald wieder den Liebling deiner Seele.“

Simon verhüllte sein Antlitz und weinte still. Der Fischer aber verließ die Hütte, um seinen Kahn zu besteigen und im Mondschein hinauszufahren auf die Höhe des Sees, wo er den übrigen Theil der Nacht hindurch seinem gefährlichen und mühsamen Gewerbe oblag.

Emanuels nächtliche Flucht über den See von Tiberias.

Am Morgen des folgenden Tages ging Timoleon mit einer schweren Ladung köstlicher Seefische

nach dem Hause des Prokurators, um dieselben dort gegen einen billigen Lohn abzusetzen. Hier herrschte ein gewaltiges Getümmel. In der Nacht war eine ganze Legion römischer Truppen angelangt, deren Anführer sämmtlich in der Prokuratur versammelt waren. Boten gingen ab und zu; Reiter jagten durch die menschenwimmelnden Straßen auf und ab; große Heerden Schlachtvieh brüllten längs der Häuser, wo sie angebunden worden waren; hochbeladene Wagen mit Mehl und Hülsenfrüchten fuhren, von Maulthieren geschleppt, durch die Gassen; Capernaum hatte das Aussehen eines Kriegslagers gewonnen und die furchtsamen Bewohner der Stadt bargen sich in ihren Häusern, ängstlich bemüht, den ungestümen Forderungen der Kriegsleute alles zu bieten, was sie vermochten.

Die Köche des Prokurators empfingen Timoleon jubelnd und nahmen seine Last als eine willkommene Zugabe in Empfang. Der allen wohlbekannte Fischer erhielt die Reste des Frühstücks und während er so, ohne Argwohn zu erregen, verweilen konnte, hatte er Gelegenheit, sich nach Simons Enkel, Emanuel, umzusehen und eine Menge Neuigkeiten zu vernehmen, welche von der Dienerschaft des Hauses geschwätzig erzählt wurden.

Wir eilen über diese an sich unbedeutenden Vorfälle hinweg und theilen unsern Lesern nur den Hauptinhalt der Nachrichten mit, welche bei dem Prokurator eingelaufen waren.

Cestius Florus hatte den Krieg gegen die Juden

nicht glücklich geführt; er hatte das Volk durch Härte und Erpressungen aller Art bis zum Wahnsinn erbittert und seine Legionen waren durch ein eben so leises, als schwaches Regiment ungehorsam und aufrührerisch geworden. Der Kaiser, den der geringe Erfolg seiner Waffenmacht im canaanitischen Lande aufbrachte, setzte Cestius ab, und sendete an seine Stelle zwei seiner Verwandten, den Flavius Vespasian und dessen Sohn Titus, um den Krieg zu Ende zu bringen. Auch diesen gelang die schwierige Lösung der Aufgabe nicht sogleich. Erst mußten sie die zügellosen Legionen durch Strenge und Thätigkeit zur Ordnung und Disciplin bringen; dann mußte eine Waffenthat geschehen, um den gesunkenen Stolz und Eifer der Legionen zu beleben; endlich mußten neue Hilfsheere aus weit entfernten Gegenden herbeigezogen werden, um durch die Ueberzahl der Streiter die Empörung zu bezwingen und zu ersticken. Das erstere gelang dem klugen Vespasian; die Eroberung von Jotapata und einige siegreiche Schlachten, wie jene bei Ascalon, stellten die römische Kriegsehre wieder her und nun langten noch zwei Legionen, durch gallische und deutsche Hilfstruppen verstärkt, auf dem Kriegsschauplatze an. Der Eintritt dieser zwar sieggewohnten, aber durch lange grausame Kriege verhärteten Soldaten in die lieblichen Gefilde von Galiläa war mit wahren Schauderthaten verknüpft. Den nächtlichen Himmel rötheten die Gluthen brennender Dörfer und Flecken, und Raub und Mord schreckten die

bisher von den ärgsten Greueln des Kriegs verschont gebliebenen Einwohner.

Timoleon vernahm mit Wehmuth die Berichte dieser Schreckensscenen. Aber nach seinen düstern Ahnungen und den Prophezeiungen, welche das Ende des jüdischen Reiches für diese Zeit angekündigt hatten, faßte er keine Hoffnung, daß der Sturm ohne die gefürchtete Verheerung vorübergehen werde und bereitete sich, mit thatloser aber um so tieferer Trauer den Dingen, die da kommen würden, entgegen zu sehen.

Bald bemerkte er auch Emanuel, der bereits geringe, seinen Fertigkeiten angemessene Dienste im Hause verrichten mußte. Er wartete nun eine günstige Gelegenheit ab, dem Jüngling zuzuflüstern, was dieser wissen mußte. Wenige Worte genügten, und Emanuel erklärte nach kurzem Nachdenken durch Zeichen, daß er alles wisse und alles für seine Befreiung wagen wolle.

Timoleon schickte sich zum Gehen an und wiederholte noch einmal seine Anweisung, als er gerade durch ein kurzes Alleinsein mit Emanuel dazu Gelegenheit hatte. Der Jüngling trug ihm Grüße an seinen Großvater auf und verschwand eiligst im Innern des Hauses, als man dort mit lauter Stimme nach ihm rief. Jetzt verließ Timoleon das Haus des Prokurators, kehrte nach seiner Hütte zurück, berichtete Simon, was dort geschehen war, hielt mit dem Gaste sein karges Mahl und begab sich dann

zur Ruhe, um sich für seine nächtliche Fahrt neue Kräfte zu sammeln.

So brach der Abend an. Am Himmel zogen schwarze Gewitterwolken herauf, einen Sturm verkündend und ferne Blitze zeigten bereits dessen Nähe an. Timoleon erhob sich mit Einbruch der Dunkelheit, ergriff seine Ruder und weckte Simon, der schlummernd auf dem ärmlichen Lager ruhte.

„Ich gehe, Freund," sprach der Fischer treuherzig; „es wird ein schweres Werk werden, darum bete, daß uns Der beistehe, welcher einstens über die stürmischen Wellen des Sees, wie über blumengeschmückte Auen, gewandert ist."

Simon faltete ängstlich die Hände und der Fischer fuhr fort:

„Hast du mir keinen Auftrag an deinen Enkel zu geben?"

„Sage ihm, daß ich ihn dem Schutze Gottes und des Herrn Jesu Christi empfehle," sprach der Blinde weinend. „Sage ihm, er möchte festhalten am Glauben und sich durch keine Macht der Welt davon losreißen lassen. Ich will für ihn beten und wenn ich ihn nicht mehr umarmen könnte, so würde mein letztes Gebet mein letzter Wunsch ihn und sein zeitliches und ewiges Wohl betreffen. Gib ihm deinen Segen er möge ihn als den meinigen hinnehmen."

„Lebe wohl, Freund" sprach der Fischer gerührt. „Verlaß die Hütte nicht, denn im höchsten Nothfall. Du weißt, wo du Lebensmittel findest, wenn

ich — lange nicht zurückkehren sollte. Doch ich hoffe, daß ich gegen Morgen wieder da sein werde. Sollte ich nicht zurückkehren, oder sollte dir etwas zustoßen, so gehe zu Lukas; jeder Knabe führt dich zu ihm; dort wirst du Schutz und Unterkunft finden. Der Friede sei mit dir."

Mit diesen Worten verließ Timoleon das Haus, ging die wenigen Schritte ans Ufer hinab und rüstete dort sein Boot zur gefahrvollen Fahrt. Nicht ohne Besorgniß hörte er draußen auf der Höhe des Sees die Wellen rauschen. Der Mond blickte bleich durch die an seiner halb vollen Scheibe vorüberjagenden Wolkenschleier und in den Lüften vernahm man das Sausen der Windsbraut, die von Augenblick zu Augenblick an Stärke und Stätigkeit zunahm.

„Die Nacht wird schlimm!" murrte der Fischer, zog den letzten Knoten des Strickes los, mit dem sein Kahn festgebunden war und trieb dann denselben mit kräftigem Ruderschlag hinaus in den See, wo er bald auf den unruhigen Wellen hin- und hergeschaukelt wurde.

Als er einige hundert Ellen vom Lande abgetrieben war, legte er die Ruder bei Seite und sah scharf auf die Höhe des Sees hinaus, ob dort nicht ein Fahrzeug zu entdecken wäre. Aber alles war leer; man sah nichts als die helle, schaumbedeckte Fluth.

„Wohl dachte ich es mir" sagte er zu sich selbst; „wer würde es wagen, in solcher Nacht sein Leben

im Boot aufs Spiel zu setzen. Doch ich, ich thue, wozu mich die Pflicht und mein Gewissen antreibt. Ich kann und darfs nicht lassen."

Jetzt arbeitete er angestrengt dem Ufer zu nach der ihm wohlbekannten Stelle hin, wo der Garten des Römers an den See stieß. Hier lagen mehrere Boote. Timoleon ruderte heran; der Garten war leer; es begann zu regnen; schwere Tropfen fielen und hie und da erhellten grelle Blitze die Gegend mit fahlem Schein. Timoleon hielt nun sein Boot ruhig, als ob er das Netz ausgeworfen hätte, faltete die Hände, betete still und sah aufmerksam nach dem Garten, der mit dichtem Gebüsch und Baumwerk erfüllt war. Bald begann das Gewitter zu toben und Ströme von Regen gossen herab. So verflossen dem ängstlich Wartenden mehrere Stunden.

Plötzlich eilte ein Mensch durch den Garten zum Ufer herunter, sah dort zweifelnd umher, sprang dann in ein Boot, lief an das Ende desselben und stürzte sich dort mit kühnem Sprung in die rauschenden Wellen. Timoleon zog die Ruder kräftig an, dem mühsam Schwimmenden entgegen und reichte ihm, als dieser sich kaum noch über der Fluth erhalten konnte, ein Ruder, mit dem er ihn zum Rande des Bootes heranzog. Im nächsten Augenblicke war Emanuel ihm zur Seite. „Dem Himmel sei Dank! ich bin gerettet!" rief der Jüngling matt, aber voll Freude.

„Noch juble nicht, mein Sohn" sprach der Fischer leise. „Geschah deine Flucht unbemerkt?"

„Ich hoffe, Vater!“ sagte Emanuel; „ach, zu rechter Zeit noch bin ich ihrer Gewalt entronnen.“

„Was ist geschehen?“ fragte der Fischer, indem er das kleine dreieckige Segel losmachte und befestigte.

„Der Prokurator wollte mich morgen nach Rom absenden; „man hat mir gesagt, daß ich Eigenthum, Sclave eines dortigen Senators werden würde;“ sprach der Jüngling schaudernd.

Timoleon schwieg und beobachtete sein Segel, das der Wind jetzt faßte. Das Boot kam in Gang und schnitt bald mit großer Schnelligkeit durch die Wellen, die höher und höher wurden, je mehr man sich vom Lande entfernte.

Doch der erfahrene geschickte Führer gab dem Fahrzeug eine so vorsichtige Richtung, daß es ohne Gefahr durch die wildtobenden Wasser des aufgeregten Sees hinschritt. Bald nahm jedoch die Gewalt der Wellen und des Windes dermassen überhand, daß der Gebrauch des Segels gefährlich wurde. Jetzt zog es Timoleon ein und nun arbeitete er mit den Rudern stark, um das Boot in der rechten Richtung zu erhalten. Dieß war äußerst schwer, denn der See, gleich allen Gebirgsseen im Sturme gefährlich, tobte fast wie die aufgeregte Meeresfluth. Schäumend und rauschend kam Welle auf Welle heran; das Boot wurde wild umhergeschleudert, der Staub der Gewässer zog, vom Sturm gehoben, wie Nebel über die tobenden Fluthen hin. Jetzt war man dem östlichen Ufer nahe; aber die

Gefahr wurde darum noch größer, denn hier findet man nur wenige Landeplätze. Steil und hoch fallen die Felsenufer des Wüstengebirgs in den See ab und an ihrer harten Brust mußte das Schifflein zerschellen, wenn es von den aufgeregten Wassern hinangeworfen wurde. Der Fischer arbeitete angestrengt und bemühte sich, der Nähe des Landes und der dort drohenden Gefahr zu entgehen. Endlich nach unsäglicher Mühe gelangte das Boot zu einer Stelle, wo der See eine kleine Bucht bildete. Hier wendete Timoleon seine letzte Kraft und Geschicklichkeit an, um in das Innere der Bucht zu gelangen. Mit genauer Noth erreichte das Boot die Einfahrt und nach wenigen Augenblicken schaukelte es auf den ruhigen Wellen des kleinen Seebusens. Einen Augenblick später standen Beide am Lande.

Emanuel hatte mit athemloser Angst während der gefährlichen Fahrt geschwiegen. Jetzt stieß er einen lauten Freudenruf aus, fiel Timoleon um den Hals und dankte ihm aus inbrünstigem Herzen.

„Mäßige deine Freude, mein Sohn“ sprach der stets ruhige, tieferschöpfte Fischer; „noch bist du erst zur Hälfte gerettet und glaube nicht, daß die schwerste von beiden Hälften zurückgelegt ist. Ich habe das meinige mit Gottes Beistand vollbracht. Möge dich nun die Hilfe des Herrn nicht verlassen auf deiner langen, einsamen und gefährlichen Reise. Du darfst keinen Augenblick verlieren. Nimm jetzt deinen Weg gegen Mittag; eile die Nacht hindurch immer am Ufer des Sees hin, so weit du kannst. Noch vor

morgen mußt du den Ort erreichen, wo der Jordan den See verläßt. Dort ist es möglich, daß du römischen Truppen begegnest. Sei vorsichtig, weiche ihnen aus; steige lieber hinauf auf die höchsten Spitzen der Gebirge und suche so die Kriegshaufen unseres Volkes, welche auf den Höhen von Judäa stehen, unbemerkt zu erreichen. Von dort kannst du leicht nach Jerusalem kommen, woselbst du Freunde findest. Mehr, als diese Anweisung, vermag ich dir nicht zu geben. Diese Tasche hänge um, sie enthält Nahrungsmittel und dieser Stab sei deine Waffe gegen alles, was dir droht. Und nun, empfange den Segen deines Großvaters. Er betet für dein Wohl. Kniee nieder, mein Sohn!"

Emanuel fiel nieder und Timoleon sprach, indem er seine Hände auf das lockige Haupt des Jünglings legte:

„Es sei, als ob du mein Kind und als ob ich dein unglücklicher blinder Großvater wäre: Gott behüte dich, mein Sohn! Er beschütze dich auf deiner gefahrvollen Reise und führe dich zu Freunden, die dir Gutes thun. Der Herr bereite deinen Weg, daß keine Gefahr dir Schaden bringe und schütze dich in den Stürmen, welche über unser unglückliches Vaterland Verderben und Untergang bringen werden. Sei gesegnet im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen!"

Emanuel ergriff weinend die Hand des ehrwürdigen Fischers nnd bedeckte sie mit seinen Küssen.

„Grüße meinen Großvater, grüße ihn, mein Vater und sage ihm, daß es mich tief schmerzt, ihn verlassen zu müssen. Wer wird jetzt ihn führen, für ihn sorgen? Ach, ich kann es nicht mehr thun!“

„Darum gräme dich nicht, Kind“ sprach Timoleon. Dein Großvater steht unter Gottes Schutz und hat Freunde, die ihn nicht verlassen werden. Sorge jetzt zunächst für dich, so gut du kannst. Wenn du gerettet bist, ist auch Simons innigster Wunsch erfüllt. Jetzt gehe und der Herr sei mit dir!“

Der Jüngling küßte Timoleon gehorsam die Hand, stieg dann die Anhöhe hinauf und verschwand im Dunkel der Nacht hinter einem vorspringenden Felsen. Timoleon sah ihm betend nach; sein Mund flüsterte Segenswünsche. Dann schöpfte er das eingedrungene Wasser aus seinem Boote, befestigte dasselbe am Ufer und legte sich hinten im Schiffe nieder, um sich von den für sein Alter und seine Kräfte übermäßigen Anstrengungen der letzten Stunden zu erholen. Gegen Morgen legte sich der Sturm, ein frischer Wind erhob sich in Osten; ehe die Morgensonne heraufstieg, landete Timoleon in der Nähe seiner Hütte und überraschte den schlaflos harrenden Simon mit der Nachricht von der glücklichen Rettung seines Enkels.

Der Weg von Jericho nach Jerusalem. Ansicht von Jerusalem vor der Zeit der Zerstörung der Stadt.

Dem leichtfüßigen Sohne der judäischen Gebirge war die kühne Flucht gelungen. Acht Tage nach seiner nächtlichen Fahrt über den stürmischen See gelangte er auf unwegsamen Pfaden herab in das grüne Jordanthal, und erreichte noch am Abend die Palmenstadt Jericho, woselbst alles von den Kriegshaufen der Juden wimmelte. Oft war Emanuel in der äußersten Gefahr gewesen, den Römern, die mit Macht gegen Jerusalem vordrangen, in die Hände zu fallen; oft mußte er in die finstern Thäler der Wüste dringen, um den leichten Reiterhaufen, die sengend und brennend im Lande umherstreiften, zu entgehen. Dort gaben ihm Felsenhöhlen Schutz für die Nacht, oder Hirten gestatteten ihm Gastfreiheit in ihren ärmlichen Hütten. Aber glücklich erreichte er die Gegenden, wo sein Volk noch das angeerbte Land vertheidigte. Emanuel lagerte sich nach seiner Ankunft in der Stadt ermüdet in dem unteren Gemach eines halbverfallenen Hauses und machte sich schon vor Tagesanbruch auf den Weg, um das Gebirge zu erklimmen und die Vaterstadt, die Vielbedrohte, zu erreichen.

Der Weg führte ihn im Dämmerlicht des Morgens über die grünen Gefilde des Jordanthales hin. Hier war noch Friede; die Menschen schliefen noch und stärkten sich, um mit neuer Kraft den Be-

ängstigungen und Schrecknissen entgegen zu gehen, die der kommende, wie jeder andere Tag in dieser furchtbaren Lage brachte. Der Winter war dahin und der liebliche Frühling hatte alle die tausend lieblichen Blümlein geweckt, die unter diesem schönen Himmelsstrich im Lenz das Auge und den Geruch ergötzen. Emanuel war so üppiger Schönheit der Vegetation nicht gewohnt; er war nicht sinnlos für die Reize, welche sie einer ohnehin merkwürdigen Gegend von erhabener Schönheit verleihen. Der Duft der Blumen bot ihm einen süßen Genuß und als er sich niederbeugte, um einige der schönen Blümchen zu pflücken, blieb er beim Anblick des bunten Wiesenteppichs bewundernd stehen. Hier blühte die gelbe Tulpe; hier dufteten die feinen Narzissen und der Tazetten und Hyacynten saftige Blüthen streuten ihre würzigen Gerüche in die laue Morgenluft.

Jetzt schritt Emanuel weiter. Der Weg verließ das Flußthal und stieg bergan, an einer Gruppe von Palmen vorüber, deren buschige Wipfel im Morgenwinde rauschten. Bald hatte der flinke Steiger einen jähen Vorsprung des Gebirgs erreicht und hier bot sich ihm ein Anblick dar, der so erhaben schön war, daß er unwillkürlich stehen blieb.

Zu seinen Füssen breitete sich das Jordanthal aus; am Ufer desselben lag mehr gegen Mitternacht die Palmenstadt, bedeckt von den Schatten der Gebirge. Aber näher gegen die Mündung des Jordans hin zeigten sich die flachen Dächer eines klei-

neren Ortes, Bethanien, fast versteckt vom üppigen Grün der unzähligen Palmen und Obstbäume. Wenige Schritte abwärts schien die Vegetation wie abgeschnitten und es zeigte sich ein breiter glänzender Wasserspiegel, die Fläche des todten Meeres, aus dessen blauer Fluth himmelhohe Gebirge jäh und majestätisch emporzusteigen schienen.

Noch ruhte das Thal in den duftigen Schatten des Morgens und die Brüstungen der Gebirge waren, wie mit Schleiern, von Nebelbänken umzogen. Aber ihre Gipfel erglänzten schon im Strahl der steigenden Sonne und eine liebliche Morgenröthe tauchte ihr Bild in die Fluthen des Sees, der einst die sündenbelasteten Städte Sodom und Gomorrha begrub.

Emanuel staunte dieses herrliche Naturgemälde an; es erweckte ihn zum Gebete und aus seinem frommen Herzen stieg das Dankopfer seiner Seele hinauf zum Himmelsvater über die Wolken.

Jetzt nahte aus dem Thale das Geräusch einer wandernden Menge, die zum nahen Osterfest nach Jerusalem zog, und Emanuel eilte, sich ihnen durch rasches Hinansteigen zu entziehen. Bald nahm ihn ein Wald dunkler Cypressen in seine Schatten auf, als eben die ersten Strahlen der Sonne durch die Gebirge herüberleuchteten. Einsam war der düstere Pfad durch die Waldnacht; nur die Thierwelt verfolgte hier die Triebe des Lebens mit regem Eifer. So stieg Emanuel fast zwei Stunden rasch bergan; die Wälder lichteten sich mehr und mehr; der feuchte

von Quellwassern durchweichte Boden wurde trocken und plötzlich öffnete sich bei einer Biegung des Weges die Aussicht auf das Gebirge von Judäa, das in aller Pracht seiner Umrisse, aber auch in all' seiner unfruchtbaren Kahlheit von der Sonne beleuchtet wurde. Hier begegneten dem jungen Wanderer eine Menge herumstreifender Kriegsleute und bald verlor er sich in der Menschenmenge, welche im heißer werdenden Sonnenstrahl das Gebirge hinaufstieg, um Zion, die heilige, zu erreichen.

Je näher Emanuel der Stadt kam, desto größer wurde das Gewimmel der Menschenmassen auf der Straße. Erst jetzt bemerkte der alles bisher unbeachtende Jüngling, daß der größte Theil seiner zahlreichen Begleiter Flüchtlinge waren, welche Hab und Gut, das sie mit sich führen konnten, auf dem Rücken trugen und in geschäftiger Eile wortlos und mit furchtsamem Ausdruck in ihren Zügen, die Hauptstadt des Landes zu erreichen suchten.

Bald traf man auf große Haufen von Bewaffneten, welche sich zu beiden Seiten der Heerstraße aufgestellt hatten und alle Ankommenden genau besichtigten. Sie nahmen an Anzahl und Stärke zu, je mehr man sich der Stadt näherte.

Gegen Mittag trennte sich der Jüngling von der nun unter unermeßlichen Staubwolken dahin wallenden Menschenmasse und stieg einen einsamen Pfad empor, der in geraderer Richtung, als die gegen Mitternacht ausbiegende Heerstraße, über die jäheste Höhe des Oelberges nach der Stadt hin führte.

Bald verlor er sich in den Weingärten, welche den Fuß des genannten Hügels umgaben, einen wohlbekannten Pfad verfolgend und nach einem anstrengenden Marsche stand er auf der Spitze des merkwürdigen Hügels. Noch wenige Schritte und vor ihm öffnete sich eine Aussicht, welche zu den erhabensten gehörte, die damals in der Welt gefunden wurden.

Emanuel stand wahrscheinlich fast nahe derselben Stelle, wo Christus sich einst mit seinen Jüngern befand, als er das Schicksal der großen Zion im Geiste voraussah und über ihren Untergang Thränen vergoß. Man befindet sich hier ungefähr tausend Fuß über der Sohle eines unregelmäßigen, von felsigen Hügeln unterbrochenen, etwa 5 Stunden langen und 2—3 Stunden breiten Thales. Die Berge rings umher sind kahl, den Oelberg ausgenommen, der fruchtbare Abhänge zeigt. Auch der Boden des Thales, soweit er nicht von der Stadt bedeckt ist, gibt nur magern staubigen Feldern Raum. Die Mitte dieses Thales nahm die große prächtige Stadt Jerusalem ein.

Vier Hügel, Zion, Akra, Moria und Bezetha, erhoben sich; auf ihnen und um sie her stand das weite Häusermeer mit seinen flachen Dächern. Moria, der Tempelberg, glänzte unter allen hervor mit seiner prächtigen Last von weißem Marmor und Gold, dem Tempel. Es war dieses ein eben so ungeheueres, als kostbares Gebäude. Die Wände, die Säulen — alles war von weißem

polirten Marmor, die Gesimse und die Knäufe der Säulen schimmerten in der Mittagssonne von Vergoldung und hoch ragte die Zinne des bleigedeckten Daches empor. Auf diesem höchsten Theile der Stadt zeigten sich Wächter, welche die Umgegend zu beobachten schienen.

Gegen Nordwesten führten vom Tempelberge Brücken von Marmor über eine tiefe Schlucht, welche den Moria von der Oberstadt trennte. Diese Oberstadt bestand fast aus lauter Palästen. Hier lag jener Palast des Oberpriesters und die Paläste der israelitischen Fürsten, hier wohnte der reichste und gebildetste Theil des ganzen Volkes. Auch die Antonia, jene prächtige Marmorburg, ehedem von ihrem Erbauer Johannes Hyrkanus Baris genannt, später von Herodes verschönert und verstärkt, ragte hier fast wetteifernd mit dem Tempel empor. Man hatte ihr Thürme gegeben; aber die römischen Wachen, welche sonst diese Festung inne gehabt hatten, waren verschwunden und sie war jetzt von den Kriegshaufen der Juden besetzt; die prächtigen Gemächer waren verwüstet; der goldgeschmückte Hausrath diente den rohen Kriegsleuten zur Bequemlichkeit, oder er lag zertrümmert in den Höfen und Gängen umher.

Nördlich von der Antonia zeigte sich der prächtige Marmorpalast des Herodes mit seinen 30 Ellen hohen Mauern und an der östlichen Ecke der Oberstadt blickte der Jüngling erstaunt hinein auf den

großen Platz Xistus, auf welchem jetzt unermeßliche Menschenmassen sich umhertrieben.

Dieser prächtige, große, mit lauter Palästen umgebene Platz war von Gallerien eingeschlossen, einer Art von Arkaden und stand gleichfalls durch eine Brücke über die Schlucht mit dem Tempel in Verbindung.

Nördlich von Zion und Moria auf dem Hügel Akra nnd an seinen Abhängen prangte die Neustadt Akra, meist unter der Regierung der Herodisse und von den Römern angelegt. Jetzt lagen eine Menge jener schönen neuen Gebäude in Trümmern und in Asche, denn dort hatten die letzten Römer sich zum Kampfe gesammelt und waren nach einem schrecklichen Gemetzel fast alle von dem rasenden Volke niedergemacht worden. Jetzt wurden die Trümmer der Häuser benützt, um die Stadtmauern zu verstärken, mit deren Bau, wie Emanuel mit scharfem Auge bemerkte, trotz der Nähe des Festes viele tausend Arbeiter beschäftigt waren.

Die Thäler zwischen den Hügeln und das breite Thal bis fast zum Fuße des Oelberges herüber waren bedeckt mit einer unendlichen Zahl von flachdachigen Häusern, auf denen man mit Staunen Menschen erblickte, welche sich auf die verschiedenste Weise beschäftigten. Die Straßen waren sehr enge, so daß der Blick von der Spitze des Oelberges nicht hineindringen konnte; aber das dumpfe Geräusch der unzähligen Menschenmassen drang herauf bis zur luftigen Höhe, auf der sich Emanuel befand.

Jerusalem hatte starke, massive Mauern und Thürme waren in denselben von hundert zu hundert Fußen angebracht. Die Umgebungen der Stadt zeigten Gärten, Lusthäuser, Teiche, Todtengrüfte oder allgemeine Begräbnißplätze; das Thal prangte noch in seinem Schmucke; aber schon begannen die Häupter der buschigen Palmen unter dem Axthieb der Zerstörer zu sinken und die zahlreichen Oel= und Feigenbäume in den Gärten sanken nieder, wie die Flammen täglich eine Menge jener Lusthäuser verzehrten, in denen sonst die reichen Bewohner Jerusalems eine so nahe und angenehme Gelegenheit zur Erheiterung gefunden hatten.

Noch einen Blick, einen furchtsam wehmüthigen, warf Emanuel auf dieses schöne Gemälde; dann stieg er rasch vom Berge zwischen den Mauern der Gärten herab und trat durch das Thor in Jerusalems volkbedeckte Gassen ein, wo er im Gewühl verschwand.

Der Aufruhr des Essäers Johannes. Blutbad in Jerusalem.

Von drei Seiten, über Sichem, Akra, und von Süden her ergossen sich die römischen Heere jetzt über das jüdische Land, den Krieg zu Ende zu führen. Die Zeit des Osterfestes, die Wanderzeit des jüdischen Volks, in welcher es sich an jene große Wanderschaft aus der egyptischen Knechtschaft in die

freie Heimath, die angeerbte, thatsächlich erinnerte, war ganz nahe herbeigekommen und mit ihr die letzte Zeit für das unglückliche Volk. Schon fühlte es die Vorboten der Schrecken, die herannahten; auf allen Seiten scholl der Sturmschritt der Legionen und die Massen der Juden waren auf einen engen Gebirgszug zusammengedrängt. Da versuchte es der Juden verzweifelter Muth noch mit einem Kampfe in offener Feldschlacht. Hinter Sichem sammelten sich die von Idumäern und geflüchteten Galiläern verstärkten Streitmassen der Juden und verschanzten sich auf einem der jähen felsigen Bergzüge, welche hier das Land durchkreuzen. Allein die Römer waren von allem im Voraus unterrichtet, denn Vespasian unterhielt besoldete Kundschafter im jüdischen Heere; seine Spione erforschten sogar in Jerusalem die geheimsten Plane des jüdischen Kriegsraths. Aus diesem Grunde war er gefaßt auf alles, was die Juden unternahmen und er ergriff Maßregeln, um alle ihre Plane zu vereiteln.

Eine Heermasse von mehr als 80,000 Juden war bei Sichem verschanzt. Die vierte römische Legion umging sie. Diese Truppen standen unter dem Befehl von Vespasians Unterfeldherrn, des Prätors Placidus. Vespasian griff die Verschanzungen der Juden vom Thal aus an und die Römer eroberten nach einem mörderischen Kampfe die äußeren Wälle. Im Lager behaupteten sich die Juden noch, bis endlich die vierte Legion ihnen in den Rücken fiel. Jetzt ergriff Verzweiflung die Ueber-

wundenen und sie suchten vergebens ihr Heil in der Flucht. Mehr als vierzig Tausend lagen getödtet auf dem Wahlplatze. Dreißig Tausend wurden gefangen genommen und als Leibeigene verkauft. Sechstausend der wohlgebildetsten jungen Leute wanderten allein nach Rom in die Sclaverei; nur wenige entrannen diesem Schicksal.

Sechzig jüdische Kriegsleute verbargen sich in einer Höhle. Aber das sie verfolgende römische Fußvolk, dem ihr Versteck verrathen worden war, nahte jetzt, um sie gefangen zu nehmen. Bei Empfang dieser Schreckensbotschaft tödteten sich acht und fünfzig der verzweifelten Männer selbst. Der Anführer, Josephus, der dem Priesterstande angehörte, ein eben so muthiger als gelehrter Mann, verschmähte es, sich selbst sein Leben zu nehmen und ergab sich nebst seinem einzigen noch lebenden Unglücksgenossen dem Befehlshaber der römischen Kriegerschaar. Man führte beide vor Vespasian, der sie staunend empfieng. Josephus erzählte dem römischen Feldherrn sein Unglück und dieser war großmüthig genug, ihm das Leben zu schenken. Man sagt, daß Josephus dem Vespasian aus Dankbarkeit für seine Milde vorhergesagt habe, daß er Kaiser werden würde. Hiezu war wirklich für den ausgezeichneten Feldherrn gegründete Aussicht vorhanden. Nero, der Tyrann, hatte vor der Wuth des von ihm zur Empörung gebrachten Volkes flüchten müssen und starb durch Selbstmord. Ihm folgten Galba und Otho; beide regierten nur ganz

kurz und letzterer wurde ermordet. Nun mußte ein kräftiger Mann das wankende Schiff des Staates leiten und wer sollte das Steuer mit mehr Geschick zu führen geeignet sein, als Vespasian? Dunkle Gerüchte von den blutigen Vorgängen in Rom gelangten zum fernen Heere nach Asien und Vespasians Truppen beschlossen, ihrem edlen Feldherrn den Lorbeer aufzusetzen, wenn sich diese Gerüchte bestätigen sollten. Vielleicht durchschaute der umsichtige Josephus diese Verhältnisse und so ward es ihm möglich, seinem milden Ueberwinder die Zukunft vorher zu verkünden.

Inzwischen mehrte sich in Jerusalem das Getriebe der sich bekämpfenden Partheien und je größer die Gefahr von Außen wurde, desto schrecklicher nahmen die Kämpfe der Juden gegen einander selbst überhand. Unsere lieben Leser mögen uns nun in das Innere der dem Untergang geweiheten Stadt folgen, um hier eine jener Schreckensscenen im Geiste zu betrachten, welche täglich die Herzen der angsterfüllten Bevölkerung erschütterten.

In einer engen Seitenstraße des um den Platz Xystus liegenden Stadttheils stand ein Haus, dessen gänzlich verfallenes Aeußeres die Armuth des Besitzers andeutete. Nichts desto weniger war dieses von der Straße aus kleine, schmale Gebäude nach Innen zu geräumig genug, um einer kaum geahnten Zähl von Bewohnern als Aufenthaltsort zu dienen. Es erweiterte sich nach rechts und links und die Hintergebäude öffneten sich auf einen ge-

räumigen Hof, der ringsum mit klosterartigen Wohnungen umgeben war. Ehedem hatte dieses verborgene Gebäude als Schule für die saducäische Sekte gedient, war aber wegen seiner Düsterheit und Baufälligkeit von diesen veräußert und verlassen worden. In den Umgebungen des großen Platzes suchte man ein solches ärmliches Wohnhaus nicht, und weil es doch da stehen blieb, so hatte man sich gewöhnt, es als den Wohnort gewisser dienender Klassen der wohlhabenderen Bevölkerung zu betrachten und zu meiden.

In dieses Gebäudes Räume hatten sich gleich scheuen Lämmern die letzten Reste der blutig verfolgten christlichen Gemeinde Jerusalems geflüchtet. Hier gerade waren sie sicher vor ferneren Nachstellungen, denn sie lebten fast auf derselben Scholle mit ihren grimmigsten Feinden, mit den hohen Priestern und den Großen des jüdischen Volkes, deren Paläste ihre ärmlichen Schlupfwinkel beschatteten. Hier waren einige unterirdische Gemächer, namentlich eine ehemalige Cisterne, welche durch die sich erweiternde Stadt überbaut worden war und jetzt gleichsam als ein geräumiger Keller diente. Der enge Eingang zu diesem schauerlichen, gruftähnlichen, unterirdischen Saale, dessen Wölbungen von mächtigen massiven Säulen getragen wurden, war fast immer durch eine schwere Steinplatte verdeckt, die aber von den darum wissenden Bewohnern des Hauses durch ein jetzt verloren gegangenes Geheimniß mechanischer Kunst mit Leichtigkeit gehoben werden konnte. An der

Rückwand der Cisterne war ein großes Kreuz errichtet, das die verschüchterten Gläubigen an das welterlösende Ende ihres Heilandes erinnern mußte. Vor demselben lag ein mächtiger Quader von Marmor. Dieses war der Altar, an dem die wenigen Christen verborgen ihre Liebesmahle zu feiern pflegten.

Aber mit dieser Uebersicht der Geheimnisse dieses Ortes waren dieselben noch nicht erschöpft. Eine Quaderplatte in einer Seitenwand der Cisterne war auf ähnliche Weise beweglich, wie die Deckplatte, von welcher wir vorhin gesprochen haben. Wenn diese Platte bei Seite geschoben wurde — und dieses vermochte keine Gewalt der Menschen, wer nicht das Geheimniß kannte — so entdeckte man einen engen niedrigen Gang, der durch die Felsen gehauen war. Wohin dieser Gang führte, ja selbst die Existenz dieses geheimnißvollen unterirdischen Pfades — alles dieses war nur Wenigen bekannt. Daß aber dieser Weg kein unbetretener war; daß zuweilen Personen ihn gingen und auf diese Weise geheimnißvoll das Haus verließen, ohne daß man wußte, weshalb, und wohin sie der schauerliche Pfad leitete: dieses war unter den Bewohnern des Hauses bekannt.

In einem Gemach dieses so eben näher beschriebenen Hauses, das sich nach der Straße öffnete, lag schlafend ein kräftiger Mann, der kaum 50 Jahre zählen mochte, auf dem ärmlichen modrigen Strohlager. Zu seiner Seite lehnte das kurze Schwert,

der eisenbeschlagene Spieß und auf dem an der Erde liegenden Schild stand der schwere eiserne Helm. Die Züge des Schlafenden waren rauh, aber seine Miene trug das Gepräge der Redlichkeit. Eine fürchterliche Narbe, die über seine Stirne bis in die Mitte der Wange herablief, verunstaltete sein Gesicht noch mehr und gab seinen Zügen jene Rauhheit, die bei geöffneten Augen einen schreckenerregenden Ausdruck gewann.

Außer diesem Schlummernden war noch ein anderer Bewohner des Hauses im Gemach anwesend, ein dunkellockiger Jüngling, unser Freund Emanuel, der hier bei seinen Glaubensgenossen Schutz und Zuflucht gefunden hatte. Er saß an dem durch einen Laden verschlossenen, eng vergitterten Fenster und beobachtete genau alles, was auf der nach dem Hauptplatze ausmündenden Straße vorging.

Es war um die Mittagsstunde, wo sonst Jerusalem still zu werden pflegt, da die steigende Hitze des Tages alles zur Ruhe zwang. Aber in diesen Tagen einer fieberhaften Regsamkeit hatte sich die altgewohnte Ordnung der Dinge verkehrt, und alles Bestandene war umgestürzt. Auf den Strassen wogte ein wildes Toben, und Schreien erscholl zuweilen aus den staubbedeckten sich dahin wälzenden Menschenmassen. Plötzlich schienen sich dieselben wie in wilder Flucht zu überstürzen, und nach wenigen Augenblicken war die Gasse leer und geräumt. Emanuel gewahrte mit nicht geringem Erstaunen die selt=

same plötzliche Veränderung und verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

Wie, wenn etwa der Schäfer durch einen ungewohnten Lärm, der den Frieden der stillen Nacht stört, aufgeschreckt wird; so, aber gerade umgekehrt, nämlich durch den plötzlichen Eintritt tiefer Stille erweckt, erhob sich der Krieger und sah mit erstaunten wilden Blicken umher. Dann ergriff er den Helm, stürzte sich denselben aufs Haupt, hing das Schwert um, und wollte, indem er Lanze und Schild zur Hand nahm, zur Thüre hinaus eilen. Aber ein halblauter Schrei und eine ängstliche Geberde des Jünglings hielt ihn zurück und er fragte hastig, „was es denn gäbe?"

Emanuel winkte ihm erbleichend. Der Soldat warf jetzt die Waffen aufs Strohlager und eilte zum Fenster. Hier bot sich ihm ein Anblick dar, der ihn gänzlich fesselte, ja der geeignet war, Entsetzen und Angst im Herzen jedes Menschen hervorzurufen.

Mitten in der Strasse bewegten sich einige in zerfetzte Lumpen gekleidete Menschen vorwärts, welche auf Picken abgehauene Menschenhäupter, die noch von Blut trieften, trugen. Hinter diesen folgte eine Schaar Menschen von wildem, wahnwitzigem Aussehen. Einige von diesen sahen wie verzückt zum Himmel empor, wohin sie ihre nackten, blutig zerfleischten Arme ausstreckten, andere drehten sich fortwährend unter halb jubelndem, halb jämmerlichen Geschrei umher, und wieder andere schienen es durch die entsetzlichsten Verdrehungen ihres Kör-

pers darauf anzulegen, bei den Zuschauern Furcht und Abscheu zu erregen. Dabei erfüllte die rasende Horde von Zeit zu Zeit die Luft mit dem lauten Geschrei: Hosiannah, Hosiannah! was eine um so entsetzlichere Wirkung machte, je verruchter dieser Ausruf des höchsten andachtsvollen Jubels im Munde dieser wüthenden Zeloten sich ausnahm. Unmittelbar nach dieser Schaar kam auf einem alten abgeschundenen Kameel ein Mensch geritten, der mit halb lauerndem, halb wahnwitzigem Blick in diese Schreckensscene sah, Johannes der Essäer, ein falscher Prophet, der sich erhob, um durch neue Schrecknisse und Schauderthaten die Noth und das Entsetzen dieser elenden, dem Untergang geweihten Bevölkerung zu vermehren und auf die Spitze zu treiben. Ihn umgaben riesige Gestalten, von furchterregendem Aussehen, bewaffnet bis an die Zähne, mordlustigen Blickes nach Opfern umher spähend, und diesen wimmelte ein dichter Haufe des frechsten Diebs= und Räubergesindels nach, welches bisher in den Höhlen der großen Zion sich scheu verborgen gehalten hatte, nun aber mit wildem Trotze dem Lügenpropheten folgte, gierig nach den Häusern der Reichen spähend und bereit über diese bisher verschonten prunkenden Paläste das Maß des Elends und der Schauderthaten ungescheut auszugießen. Als ob die Hölle ihre Dämonen ausgespieen hätte, wimmelte dieses abscheuliche Gesindel heraus aus den Schluchten und Tiefen der untern Stadt, hungernd nach Brod, gierig nach Reichthümern, und

bereit, ihren Meister auf die Spitze der Herrschaft zu heben und dann mit ihm die reich gehofften Früchte des Sieges zu theilen. Kaum hatten die ersten den Ausgang der Strasse erreicht, so stellten sich ihnen die Krieger der Burg, einen Aufstand gewahrend, entgegen, um ihn durch Waffengewalt zu unterdrücken. Aber vergebens; der wilde Haufen der Empörer stürzte sich mit wahnwitziger Tapferkeit über sie; bald wichen die durch anstrengende Wachen und Kämpfe ermatteten Krieger zurück, und nun war der Xystus mit seinen üppigen Palästen in den Händen der nach Beute dürstenden Räuberhorden. Was die Menschheit schändet, das Laster und die Gewaltthat — alles Schreckliche ward nun gegen die unglücklichen Bewohner der Paläste der obern Stadt losgelassen, und es geschahen Schauderthaten, mit deren Schilderung wir das Herz unserer Leser nicht beben machen wollen. Nachdem nichts der Wuth dieser rasenden Horden mehr Widerstand leistete, griffen sie den Tempel von drei Seiten zugleich an, und nach einem eben so blutigen als anhaltenden Kampfe gelang es ihnen, sich dieses hehren Gebäudes, des Paladiums des israelitischen Volkes, zu bemeistern.

Fünf Hohepriester rötheten die Marmorhallen des Tempels mit ihrem Blute. Zwölf tausend Menschen aber hatten bis zum Einbruche der Nacht ihr Leben verhaucht. Der ganze eroberte Stadttheil, der schönste von ganz Jerusalem, wurde nun den Horden des Pöbels zur Plünderung preisgegeben.

Von jetzt an war die Stadt in den Händen der Zeloten, die bald ihre blutige Schreckensherrschaft über alle Theile derselben ausdehnten.

Johannes schlug seine Wohnung im Tempel auf. Hier eröffnete er einen eben so wahnwitzigen, als frevelhaften Gottesdienst, eine seltsame Mischung geistlicher und weltlicher Macht entfaltend, und die heiligen Hallen schändend durch Lüste und Thaten der Bosheit, welche den im Zorn des Höchsten beschlossenen Untergang noch schneller über das unglückliche Salem herbeiführen mußten.

Die Bewohner des Christenhauses hatten sich entsetzt in die verborgenen Gewölbe hinabgeflüchtet. Hier lag die kleine Schaar auf den Knieen, im Gebet zu dem Herrn, der einst sein Leben durch die Bosheit der Bewohner dieser Stadt verblutet hatte, und während im Tempel die wilde Rotte der Zeloten Triumphgesänge heulte, sang die Christenschaar mit geängsteten Herzen Bußlieder, und flehte das Erbarmen des Höchsten an um Rettung aus so großer Noth. Erst nach mehreren Tagen wagten es Einzelne, heraufzusteigen aus der Gruft. Sie fanden ihre Wohnungen zerstört und überall Spuren von Flammen, die man angelegt hatte, um wenigstens einen Ort zu vernichten, welcher der Raubgierde so wenig zur Befriedigung bot. Glücklicher Weise hatte das Feuer zu geringe Nahrung gefunden und erlöschen müssen. Sorgfältig wurde nun das Haus verrammelt, um den Zerstörern besser Widerstand leisten zu können. Allein diese kehr-

ten nicht wieder; ihre Kraft und Thätigkeit war durch unerwartete Ereignisse so vollkommen in Anspruch genommen, daß sie an eine Wiederholung der früheren Schauderscenen nicht mehr denken konnten.

Die Erstürmung von Gadara. Vespasian wird von den Legionen zum Kaiser ausgerufen. Titus beginnt die Belagerung von Jerusalem. Kämpfe und Erstürmung der untern Stadt.

Während sich diese Scenen in Jerusalem zutrugen, nahm der Gang der Kriegsereignisse auf dem Lande eine eben so rasche, als für die Juden unglückliche Wendung. Einer der festesten Stützpunkte der Israeliten war Gadara, die starke Jordanstadt. Vespasians scharfer Blick richtete sich jetzt auf diesen Punkt. Er hielt das aufrührerische Volk im Zaume und sendete Placidus, seinen Unterfeldherrn, mit einer hinreichenden Verstärkung nach dem genannten Orte, der in der kürzesten Zeit aufs engste eingeschlossen, und nun von allen Seiten fürchterlich bestürmt wurde. Die Gadarener wehrten sich tapfer; aber ihre Widerstand war vergeblich. Placidus, ein Krieger von eben so großer Tapferkeit und Beharrlichkeit, als erprobter Kriegsgeschicklichkeit, vereitelte alle ihre Vertheidigungsanstalten, und es gelang ihm nach wenigen Tagen, Gadara im Sturm einzunehmen. Von all den Unglücklichen, die sich hinter den Mauern der Stadt geborgen hielten, wurden nur 2000 gefangen genommen;

aber dreißig tausend Menschen verbluteten unter den Schwertern der grausamen Römer, und unzählige andere stürzten sich, um dem Wüthen der Sieger zu entgehen, verzweifelnd in die angeschwollenen Fluthen des Jordanflusses, dessen trübe Wellen die Leichen bis hinab in das todte Meer trugen. Hier wurden sie von der salzigen Asphaltfluth zu tausenden ans Ufer geworfen, den Hyänen der Wüste und anderen Raubthieren zum Fraße — ein schauerlicher Anblick!

Durch den Fall Gadaras gerieth bald das ganze jüdische Gebirge in die Gewalt der Römer. Nur wenige feste Schlösser leisteten noch einen vergeblichen Widerstand, und Jerusalem war nun rettungslos verloren. Um diese Zeit ist das römische Heer auf Vespasions-Befehl von allen Seiten nach der unglücklichen Zion vorgedrungen, und da wegen des Osterfestes eine große Menge von Fremden in der Stadt war, so bereitete sich dadurch das Volk jenes gräßliche Geschick vor, das einst Christus vorher verkündet hatte und dessen Erzählung uns noch heute mit Schauder und Wehmuth erfüllt. Binnen acht Tagen war Jerusalem von allen Seiten belagert und jede Zufuhr an Lebensmitteln war den Bewohnern der Stadt abgeschnitten. Hunger und Elend begannen nun unter den niedern Volksklassen zu wüthen. Da traf aus Rom die Nachricht von Othos, des Kaisers Ermordung ein; Anarchie und Empörung drohte, wenn nicht ein Mann von großer Kraft und Klugheit das Ruder des Staates ergriff.

Vespasians Truppen hatten schon längst den kühnen Geist ihres großen Feldherrn schätzen und ehren gelernt, und nun wurde er von seinen jubelnden Legionen als Kaiser des römischen Reiches ausgerufen. Vespasian griff kühn nach der sich ihm darbietenden Krone; er übergab seinem Sohn Titus die Führung des Krieges, ging nach Egypten, um sich diese Provinz zu sichern und von hier aus reiste er nach Rom, wo er auch vom Senat mit demüthiger Ehrerbietung empfangen, als Cäsar anerkannt und ausgerufen wurde.

Titus drang nun gegen Jerusalem vor und errichtete bei Scopos, eine Viertel Meile von Jerusalem, ein befestigtes Lager, woselbst sich die Hauptmacht der Römer befand. Rings um Jerusalem her bauten die Römer ihre eigenthümlichen Verhaue und schlossen so die ganze Stadt vollkommen ein. Große Reiterschaaren hielten das Land im Zaume und deckten die Zufuhren, die täglich zur Unterhaltung des Heeres von der Küste heraufgeschafft wurden. Jetzt hatte also Titus die Stadt völlig in seiner Gewalt und nun begann jene denkwürdige Belagerung, durch so große Heldenthaten ausgezeichnet und durch ein so blutiges schreckliches Ende gekrönt.

Nachdem die Römer die Umgegend von Jerusalem besetzt hatten, errichteten sie die Wagenburg, das heißt: sie fuhren alle Wagen, welche ein so großes Kriegsheer nöthig hatte, zusammen, stellten sie in einer gewissen Ordnung auf, verbanden sie

unter sich durch Ketten und benutzten so diese Fuhrwerke zu einer Art von leicht zu vertheidigender Verschanzung. Ueberdieß begannen sie durch hunderttausende von israelitischen Leibeigenen an denjenigen Punkten Verschanzungen gegen die Stadtmauern hin errichten zu lassen, welche durch ihre Lage am meisten den Ausfällen der Belagerten ausgesetzt waren. Noch hatte man nicht gewagt, der Stadt sich überall auf mehr als Pfeilschußweite zu nähern und an manchen Stellen stand das römische Lager fast eine halbe Stunde von den Mauern entfernt, wie z. B. bei Scopos. Näherten sich Römer, so entstand Lärm auf den Mauern, man schleuderte Pfeile, Wurfspieße oder Steine nach ihnen und suchte ihnen auf diese Weise zu schaden, was jedoch nur selten gelang. Noch weniger konnten die Belagerer denen hinter den Mauern der Stadt anhaben, und so entwickelte sich allmählig das Spiel von Einzelkämpfen, Treffen und Neckereien, welches damals Belagerungen mit sich brachten und das viel Zeit und Menschenopfer raubte, ohne die Sache dem Ziele zu nähern.

Jedoch die Belagerer hatten keine Ursache, an einem günstigem Erfolg ihrer Waffen mehr zu zweifeln, seitdem Jerusalem, das Herz des Landes, von den Eisenketten ihrer blutdürstenden Legionen umklammert, das ganze Land von römischen Hülfstruppen überzogen und niedergehalten und der Weg von der Küste nach Jerusalem voll=

kommen für die Transporte der Lebensmittel gesichert war. Diese wurden durch Vespasians Fürsorge aus der Kornkammer jener Länder, aus Egypten, in ungeheuern Massen durch die römischen Flotten herüber geführt und auch Syrien lieferte seine Heerden, um die Belagerer zu nähren. Aber in dem eingeschlossenen Jerusalem entstand binnen wenigen Tagen der gräßlichste Mangel, der bei dem ärmeren Theil der Bewohner Hungersnoth erzeugte. Die Reichen fürchteten nun abermals die Empörung der unteren Stadttheile und suchten die Soldaten durch verhältnißmäßig reiche Abgaben von Proviant auf ihre Seite zu bringen. Diese noch zeitig getroffene Fürsorge rettete die Stadt, als das Volk aus der untern Stadtgegend mit verzweiflungsvollem Geschrei heraufstürmte, und sich aus den Magazinen in der Antonia und in dem Tempel Lebensmittel zu erzwingen. Es entspann sich ein wüthender Kampf in der Nähe des Tempels und mehr als zwanzig tausend Menschen wurden erschlagen. Aber der Angriff des Volkes mißlang und es mußte sich voll Entsetzen und Wuth in seine Quartiere zurückziehen.

Die römischen Wächter vernahmen das Gebrüll der Kämpfer und hinterbrachten die Nachricht des Aufruhrs sogleich dem Titus. Dieser hoffte, die in der Stadt herrschende Verwirrung zu einem Angriffe benutzen zu können. Er warf sich aufs Roß und eilte, während sich die Legionen kampffer-

fertig halten mußten, nur von wenigen Begleitern gefolgt an die Mauern, um eine passende Stelle zum Sturme ausfindig zu machen. Allein vergebens hoffte er, unverkannt und unbemerkt zu bleiben. Man eilte, als er hinter dem Tempelberge, woselbst die Mauern unersteiglich waren, dahin ritt, die geheimen Ausfallpforten zu öffnen, und kühn drangen die Juden aus denselben hervor, um den verwegenen Römer gefangen zu nehmen. Titus sah sich fast von allen Seiten umringt und wäre verloren gewesen, hätten die Juden gleich ihm und seinen Begleitern flüchtige Pferde zur Verfolgung gehabt. So gelang es ihm noch mit genauer Noth, den bereits von allen Seiten auf ihn einstürmenden Juden zu entrinnen. Die jetzt anrückenden Legionen richteten ein Blutbad unter den Verwegenen an, welche die Stadt verlassen hatten. Nur wenige Israeliten vermochten hinter ihre schützenden Mauern zu entrinnen.

Titus hatte jetzt dieses rasende Volk kennen gelernt. Aber er war auch entschlossen, nun alles Ernstes anzugreifen und nicht erst zu warten, bis der Hunger die in der Stadt eingeschlossenen Hunderttausende zur Ergebung zwingen würde. Schon nahte das Ende des Juli und noch war das römische Heer um keinen Schritt weiter gekommen. Da brachen neue Unruhen in der Stadt aus. Johannes der Essäer wurde nach einem gewaltigen Kampfe von Eleazar, dem Sohne des Simon und dessen 20000 Idumäern aus dem Tempel ver-

trieben. Die Parthei der Bürger, durch Johannes Gräuelthaten zum Aeußersten gebracht, besetzte wieder den Xystus, während Eleazar sich im Tempel befestigte. Diese letzteren Partheien errichteten nun gegen die wüthenden Zeloten Befestigungswerke und verwehrten ihnen den Eintritt in den Tempelstadttheil auf das heftigste.

Titus erfuhr von diesen Kämpfen und hielt den Augenblick für günstig, einen allgemeinen Angriff auf die Stadt zu wagen. Vorsätzlich wählte er den Morgen eines Sabbats, um seine Legionen zum Sturme zu führen. Dieser war zunächst gegen die untere Stadt gerichtet, um welche sich eine zweifache mit starken Thürmen besetzte Mauer hinzog. Dieses Bollwerk hatte bisher allen Bemühungen der Römer, es durch Ballisten oder Sturmböcke, auch Widder genannt, oder durch Untergrabung zu zerstören, Hohn gesprochen. Fest stand es, wie die Felsenmassen, welche die leichte Erddecke des unfruchtbaren Thales trugen und auf die es gegründet war. Jetzt schleppten die Römer ihre Sturmleitern heran und die Legionen bestiegen dieselben muthig, um die Mauern in offenem Kampfe zu gewinnen. Gräßlich wüthete dieser; verzweifelnd vertheidigten sich die Juden, mit wildem Trotz und kühner Todesverachtung stieg Cohorte auf Cohorte die Mauern hinan. Aber dieser Kampf führte zu nichts, er kostete blos das Blut der Tapfern. Da führte Titus selbst die Triarier seiner zwei besten Legionen zum Kampfe. Diese Veteranen erstiegen

die Mauern und ihrer erprobten Tapferkeit und Kraft vermochten die durch Kampf, Hunger und Verzweiflung ermatteten Juden nicht ferner zu widerstehen. Mit Leichtigkeit eroberten die Römer nun auch die innere Ringmauer und nun entbrannte in den Strassen der unglücklichen Stadt ein Kampf, von dessen Einzelheiten die Menschheit schaudernd ihr Auge abwendet. Die Fortschritte der Römer waren nur gering; wohl war die Mauer erstürmt; wohl wurde sie schnell zerstört; aber jetzt diente jedes Haus als Festung; jetzt wurden die Strassen abgegraben und ehe ein Fußbreit gewonnen werden konnte, kostete es die gräßlichsten Kämpfe. So wüthete die Schlacht in der Stadt vom frühen Morgen, bis in die späte Nacht hinein. Das Geschrei der Kämpfenden, das Wimmern der Verwundeten, das Angstgeheul der flüchtenden Weiber und Kinder mischte sich gräßlich mit dem Geprassel der Flammen, denn die Römer steckten jetzt erbarmungslos alles in Brand, was sie nicht zu erobern vermochten. Noch bis zu diesem Augenblicke hielten die Bürger und die Idumäischen Tempelwächter die verzweifelnden Volksmassen der untern Stadt, und die rasende Zelotenparthei des Johannes erbarmungslos vom Eintritt in die oberen Stadtheile zurück. Als aber am folgenden Tag die Legionen aufs Neue von allen Seiten zur Schlacht anrückten, vermochte keine menschliche Gewalt die rasende Bevölkerung der untern Stadt mehr zurückzudrängen, und man sah sich genöthigt, ihr den Eintritt und die

Aufnahme in die obere Stadt zu gewähren. Mehr als sechzig tausend Juden waren bei diesem schrecklichen Sturme geblieben, und eine größere Zahl vermehrte jetzt durch ihre Gegenwart die Noth und das Entsetzen in der obern Stadt.

Die Legionen fanden keinen Widerstand mehr. Aber den Fuß der Hügel Zion und Akra sahen sie von neuen Bollwerken vertheidigt, die mitten unter Sturm und Kampf entstanden waren, jeden Augenblick vergrößert und befestigt wurden, und von kühnen Vertheidigern wimmelten. Titus ließ jetzt die ganze untere Stadt niederbrennen und von Grund aus zerstören. Dieses Geschäft verrichteten jüdische Leibeigene unter Aufsicht der Römer. Mit welchen Gefühlen mochten diese Unglücklichen dabei Hand anlegen!

Ein Dritttheil von Jerusalem war nicht mehr! Die Trümmer wurden geebnet, und auf dem leeren Raume erhob sich ein mächtiges römisches Bollwerk das von einer Legion besetzt wurde. Jetzt versuchte Titus, ob das Volk, gebeugt durch so große Verluste und erschreckt durch so schreckliche Kämpfe, nicht geneigt wäre, sich ihm zu unterwerfen. Die römischen Wachen zogen sich zurück und eine Friedensbotschaft, grüne Oelzweige in Händen tragend, näherte sich den Verschanzungen der unglücklichen Israeliten. Sie bot ihnen Verzeihung des Vergangenen an; sie versprach Lebensmittel und friedliche Ausgleichung allen, die sich unterwerfen würden. Aber das trotzige Geschlecht Abrahams verwarf mit

Hohn und Spott die wohlgemeinten Anerbietungen des mildgesinnten Ueberwinders. Pfeile, Wurfspieße und Steine flogen nach den Friedensboten und Rache und Wuth im Herzen flohen sie zu den Römern, welche bei diesem unerwarteten Anblick dem treulosen Geschlecht Israels den Untergang schwuren.

Die Hungersnoth in Jerusalem. Die Erstürmung der Burg. Die Flucht der Christen aus der Stadt.

Den gräßlichen Kämpfen der letzten Tage folgte Abspannung und verhältnißmäßige Ruhe. Beide Theile befestigten sich gegen einander. Die Juden errichteten Bollwerk auf Bollwerk gegen ihre gefürchteten Feinde und die Römer befestigten sich auf dem eroberten Raume und bereiteten sich zu neuen Kämpfen vor. Während sie in Ruhe und im Genuß eines Ueberflusses von Nahrungsmitteln sich neue Kräfte sammelten, griffen in der Stadt Hunger, Verzweiflung und Partheihaß immer weiter um sich, und alle, die da nicht blind sein wollten, erkannten schaudernd, daß dieser Zustand der Dinge alles einem baldigen und gräßlichen Ende entgegenführen würde.

Allein die Stimme der Vernunft und der Mäßigung fand schon lange bei diesem verderbten Geschlechte kein Gehör mehr. Einzelne wahrhaft vaterlandsliebende Männer, welche es gewagt hatten, von Unterwerfung und Ergebung zu sprechen, waren

augenblicklich unter den Schwertstreichen der Zeloten dahin gesunken. Und nun hatten diese rasenden Mörder, Verrath im Innern der Stadt fürchtend, auch noch die Mauern besetzt, um jedem Ueberläufer durch augenblicklichen Tod die versuchte Rettung zu wehren. So standen die Verhältnisse, als Titus die untere Stadt erobert hatte.

Nun wüthete der Hunger hyänenartig unter Jerusalems Bevölkerung. Man sah, wie sich die besten Freunde auf Tod und Leben um einen Bissen Brod schlugen, wie die Kinder mit wilder Gier den Aeltern den letzten Bissen aus dem Munde rissen, oder diese ihre Kleinen mit wahnwitziger Gleichgiltigkeit sterbend vor Hunger sich am Boden krümmen sahen, ohne ihnen von dem vielleicht nach blutigem Kampfe erbeuteten kargen Mahle auch nur einen Brosamen zu reichen. Das Getreide war auf einen ungeheueren Preis gestiegen, ja es war endlich gar nicht mehr zu haben und nun fehlte für die Massen des hungernden Volkes jede menschliche Nahrung. Da sah man, wie die Armen Kuhmist aßen, und wie selbst die Krieger, das fürchterliche Gefühl des Hungers nicht mehr zu bewältigen vermögend, gierig am Riemenzeug der Schwerter und Schilde nagten, und oft in heißeres Geheul gleich wilden Thieren ausbrachen, wenn ihnen der zähe mühsam hinab gewürgte Bissen keine Linderung ihrer Qual brachte. Ja man hat Menschen gesehen, die, jedes Gefühles für Eckel und Schauder bar und ledig, den Unflath und Mist aus den heimlichen Ge=

mächern scharrten, und dadurch ihre schrecklichen Leiden zu mindern suchten. Da starben die Menschen täglich zu hunderten dahin, auf den Strassen offen und mitleidslos preisgegeben, und es zeigte sich der Tod in den furchtbarsten seiner Gestalten, ohne daß dieses bei den Vorübergehenden Mitleid, ja nur Theilnahme erweckt hätte.

Anfangs hatte man aus religiöser Scheu und der hergebrachten Sitte gemäß alle Todten sogleich beerdigt. Aber als ihre Massen zu Tausenden anwuchsen, da verschwand das Grauen, das Samael, der Engel des Todes, stets dem Volke Jakobs einflößte. Man versuchte es, die Todten über die Mauern zu werfen. Allein theils aus Gleichgültigkeit, theils in der thörichten Absicht, den Römern durch die Massen der auf solche Art aus der Stadt geschafften Leichen den gräßlichen Zustand der Dinge in Jerusalem nicht bekannt werden zu lassen, unterließ man auch dieses, und nun wurden die Todten zuerst in den unterirdischen Gemächern der Häuser aufgeschichtet, dann, als auch diese Räume gefüllt waren, legte man sie in die oberen Gemächer leerer Gebäude. Hier verbreiteten die faulenden Reste der Umgekommenen ihre mephitischen Düfte, und nun, um das Maß des Elends zu füllen, brachen pestartige Krankheiten aus und wütheten unter der hungernden Menge, die in Zions Mauern dem Ende ihrer Leiden entgegen wimmerte.

Da traf das Wort des Propheten Jesajas ein, der die Schrecken dieser Tage im Geiste voraus ver=

kündete, als er sprach: „Jerusalem, Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie die Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel zusammen ruft, aber — ihr habt nicht gewollt;“ und jene Tage kündeten sich mahnend an, von denen Jesus zu den Frauen redete, die ihn auf seinem letzten, dem schweren Todesgang, weinend geleiteten, jene Tage von denen der Herr sagte, „daß die Mutter selig preisen würden die, welche keine Kinder haben, und würden zu den Bergen sprechen: Fallt über uns, und zu den Hügeln: Decket uns!“

Annanias, der Sohn des Eleazar, sagt, ein hundert und fünfzig tausend Tode seien allein in der Stadt gelegen und Egesippus gibt die Zahl der Umgekommenen auf sechs mal hundert Tausend an.

Titus kannte den gräßlichen Zustand derer in der Stadt. Sein Herz fühlte zu menschlich, als daß ihn solche Noth nicht hätte rühren sollen. Darum versuchte er abermals, ob nicht das trotzige Volk durch Worte der Güte zur Unterwerfung und Ergebung gebracht werden könnte. Allein vergebens, seine zweite Aufforderung wurde von den Rasenden abermals mit Hohn und Trotz zurückgewiesen.

Ueberzeugt, daß nur wenige Verwegene sich seiner Uebermacht zu widersetzen wagten und durch ihren Trotz und ihre Unbeugsamkeit das ganze Volk mit sich in den Untergang stürzen würden, beschloß nun der eben so gütige, als tapfere Römer, das festeste Bollwerk der Stadt, die Antonia, von seinen

Bayerische Staatsbibliothek München

Legionen stürmen zu lassen, und zu diesem Ende wurden im Lager der Römer die umfassendsten Vorbereitungen getroffen. Fiel die Burg in die Hände der Römer, so vermochten die Juden auch den Tempelberg nicht länger zu vertheidigen und — so hoffte Titus — sie mußten den Xystus mit dem Tempel übergeben. Allein der Erfolg wird uns lehren, daß Titus Berechnung von den rasenden Juden vereitelt ward. Ehe wir jedoch den ferneren Gang der Ereignisse schildern, wollen wir das Schicksal der Reste der jerusalemitischen Christengemeinde berichten.

Bald nach jenem Aufruhr des Johannes, von dem wir oben erzählt haben, wurden die oberen Räume des von den Christen bewohnten Hauses von ihnen verlassen, und nun bargen sich die wenigen Bekenner des Christenthums in den unterirdischen Gemächern, die wir unsern Lesern bereits näher beschrieben haben. Hier war der Eingang zu jenem unterirdischen Weg nach der Außengegend von Jerusalem. Diesen kannte nur Einer, der Krieger, den wir unsern Lesern genannt haben, genau, und es hatten sich unter seiner Führung schon die meisten Glieder der kleinen Gemeinde nach Außen hin geflüchtet, und wenn sie den Römern nicht in die Hände fielen, bereitwillige Aufnahme, theils in Kapernaum, theils bei syrischen und kleinasiatischen Christengemeinden gefunden. Jetzt bargen sich nur noch der erwähnte Krieger Timotheus, unser junger Freund Emanuel und ein Greis, Jakob genannt, in der Höhle. Dieser letztere war zu

Jerusalem geboren, erzogen, hatte die Stadt nie verlassen und es fiel ihm deßhalb schwer, aus derselben flüchten zu sollen. Allein die wenigen Lebensmittel, welche die Christenschaar hier geborgen hatte, waren jetzt verzehrt und während oben die Zerstörung und blutiger Tod drohend nahten, war hier unten in der gruftähnlichen Halle nur der gewisse Untergang in anderer Gestalt das Loos der Bleibenden. Schon sendeten die in den obern Räumen des Hauses aufgehäuften Leichen ihre schrecklichen Ausdünstungen herab, und machten unten den Aufenthalt zur Qual, der gräßlichen Nähe der Leichen nicht zu gedenken. Da mußten sich die Drei entschließen, gleich den früher schon Geflüchteten Leib und Leben an ihre Rettung zu setzen. Jakob und Timotheus setzen sich deshalb zusammen, um über die Flucht zu berathschlagen. Das Ergebniß dieser Berathung, bei der Emanuel ein stummer und furchtsamer Zuhörer war, die beabsichtigte Flucht, sollte nicht des Nachts, sondern am hellen Tage geschehen. Timotheus sagte, daß sie am Ausgang ihres unterirdischen Weges sich fast in der Mitte des jetzigen römischen Lagers befinden würden. Dort drohte die Sclaverei, und es war eine, freilich nur geringe Hoffnung vorhanden, dem traurigen Loose der Leibeigenschaft zu entgehen. In dieser Aussicht theilten die drei Unglücksgenossen die letzten Reste ihres Vorraths, und begaben sich dann auf dem modernden Strohlager zur Ruhe, um sich für ihren gefährlichen Fluchtweg Kräfte zu sammeln.

Bayerische Staatsbibliothek München

Am Morgen des folgenden Tages wurden die drei Schläfer von dem gräßlichen Getöse der Schlacht geweckt, die so eben mit nie gehörter Wuth über ihren Häuptern entbrannte. Dumpf dröhnte der Boden unter dem Tritt der zum Sturme auf die Burg Antonia anrückenden römischen Legionen. Bald vernahm man das Geheul der Kämpfenden, das Wimmern der Verwundeten und das donnernde Krachen der römischen Belagerungswerkzeuge, die an die Mauern der Burg geschleppt wurden.

Jakobus kniete nieder und richtete ein lautes Gebet an den Herrn um Rettung aus so großer Noth, um Schutz auf dem gefahrvollen Pfade, den er jetzt mit seinen Begleitern betreten wollte. Dann erhoben sich alle drei, und Timotheus schob mit Anstrengung all seiner Kraft die Steinplatte zur Seite, die den Eingang zu dem unterirdischen Wege verbarg. Er selbst kroch mit der im Luftzug flackernden Lampe voran, ihm folgte mühsam der Greis, und zuletzt eilte auch Emanuel, den schauervollen Aufenthalt, der ihn bisher als Versteck vor seinen Feinden geschützt hatte, zu verlassen.

Der Weg war so niedrig und enge, daß man nur kriechend weiter zu kommen vermochte. Doch bald erweiterten und erhöhten sich die Felsenwände und nach einem viertelstündigen angestrengten Marsche über unebenen Boden durch den unterirdischen Gang hin, der bald auf, bald niederwärts führte, gelangten die drei Wanderer in eine scheinbar von der Natur gebildete Höhle, woselbst jede fernere Flucht

durch starke Felsenwände ohne sichtbare Oeffnung abgeschnitten schien. Bisher war über den Häuptern der Wandernden das Toben der Menschenmassen deutlich vernehmbar; jetzt verminderte sich dieses Geräusch allmahlich, und nur aus dem verlassenen Gang tönte noch dumpf der Nachhall des Getöses wie aus weitester Ferne.

„Hier", sprach Timotheus aufathmend, hier befinden wir uns nun gerade unterhalb der Mitte des nun errichteten römischen Lagers. Und nun, laßt uns die Thüre öffnen und zum zweiten, letzten Durchgange hinabsteigen.

Mit diesen Worten leuchtete er am Boden hin und her, woselbst er, nachdem er mit dem Fuße den Sand bei Seite gestreift hatte, eine eiserne Thüre mittelst eines daran befestigten Ringes hob, und seinen Begleitern voran in die kellerartige Vertiefung, auf einer hier sichtbar werdenden Steintreppe bequem hinabstieg. Ihm folgten mit nicht geringem Erstaunen der Greis und Emanuel.

Als alle am Fuße der Treppe standen, leuchtete Timotheus mit der Lampe an den Wänden umher und seine Begleiter stießen einen halblauten Schrei des Erstaunens aus. Sie befanden sich nämlich in einer jener unterirdischen Grüfte, welche zur Beerdigung der Todten in der Umgegend der Stadt errichtet waren. In nischenförmigen Vertiefungen, welche man in den Felsen gearbeitet hatte, standen reihenweise die Särge, jedoch in jedem der Felsenfächer nur ein einziger.

„Diesen unterirdischen Pfad“ sagte der Krieger mit dumpfer Stimme, haben nur wenige von den Bewohnern unseres Hauses gekannt. Er ist vergessen, wie so manches andere Geheimniß unseres Landes und wenn wir ihn verlassen haben, so wird ihn nach uns wohl nie wieder der Fuß eines Wanderers betreten.“

Mit diesen Worten stieg er die Stufen hinan, nachdem er die Lampe an den Boden gestellt hatte, und donnernd fiel über seinen Haupte die eiserne Thüre zu.

„Fürchtet nichts“ sprach Timotheus zu seinen erbleichenden Begleitern. „Niemand vermag uns zu hören und kein Mensch ahnet etwas davon, daß wir Flüchtlinge uns hier unten mitten im römischen Lager befinden! Oben wüthet die Schlacht und vielleicht gelingt es uns gerade, mitten in der Verwirrung und in dem Getümmel des Kampfes zu entrinnen. Ich muß euch verlassen, denn unser Zusammensein würde uns verdächtig machen und die Aufmerksamkeit der Lagerwächter auf uns ziehen. Jetzt harret hier meiner Wiederkehr. Ich muß erst sehen, ob der Augenblick wohlgewählt ist, um uns offen zu zeigen.“

„Geh mit Gott, mein Sohn“ sprach Jakobus zu dem Scheidenden, „wir werden betend deiner Wiederkehr harren.“

Der Krieger warf seine Waffen an die Erde, ergriff die Lampe und verschwand hinter einer vorspringenden Wand der Gruft. Jakobus aber kniete nieder, zu seiner Seite Emanuel, und beide beteten

voll Andacht um Rettung zu dem Herrn. Die Zeit verstrich langsam, und es mochte fast eine Stunde vergangen sein, bis Timotheus zurückkehrte. Er war bleich, sichtbar ermattet und sank erschöpft zur Erde nieder.

„Was ist vorgefallen, mein Sohn?“ fragte Jakobus ängstlich.

„Droben wüthet ein schrecklicher Kampf;“ sagte der Krieger. „Die Römer stürmen die Burg! Wehe der Stadt, wenn es ihnen gelingt, diese starke Feste zu gewinnen.“

„Wehe dir, Jerusalem!“ rief der Greis mit lautem Schluchzen. „Ach! daß du deine Zeit erkannt hättest! Aber ihre Zeichen sind spurlos an dir vorübergegangen. Jetzt kommt der Fluch über dich, den du einst herabriefst, als Pilatus dich auf die Größe deiner an Christus begangenen Frevelthat aufmerksam machte. Jetzt erfüllt sich an dir das Schreckenswort: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“

Eine lange bedeutungsvolle Stille trat ein, während dumpf das Geräusch, das Kampfgeschrei der Stürmenden in die Höhle drang. Endlich sprang Timotheus auf, indem er sagte:

„Es hilft zu nichts, wenn wir das Schicksal der Stadt beklagen. Ihr Untergang und der unseres Volkes ist gewiß und keine Macht der Erde wird das Verderben hemmen, das jetzt über Jerusalem hereinbricht. Laßt uns eilen, damit doch wir ihm entrinnen, denn der Augenblick scheint günstig

zu sein. Zuvor, Vater, nimm meinen Dank für deine Lehren und deine Ermahnungen und vergib mir, wenn ich dich, obwohl ungerne, verlasse. Und nun, ertheile mir noch deinen Segen, ehe ich von dir scheide."

Er kniete nieder, und der Greis erhob seine zitternden Hände, indem er sprach:

„Sei gesegnet, mein Sohn, im Namen des Dreieinigen. Dein Weg möge dich führen aus Krieg und Streit zu den Hütten des Friedens. Dort lebe beglückt, bis wir einst am Tage des Herrn uns wiedersehen."

„Und auch du, mein Sohn" sprach Jakob zu Emanuel, der sich ihm jetzt zu Füßen warf, „auch du darfst nicht ferner bei mir weilen. Du flüchtetest hierher, um dich vor der Verfolgung deiner Feinde zu retten; aber du bist in die Höhle des Löwen gerathen. Doch fürchte nichts! Dieser Tag wird dir deine Freiheit geben; du wirst deinen Großvater nicht nur wiedersehen, sondern ihm mit kindlicher Ehrfurcht die Augen zudrücken, und deine Tage werden, wie die jedes guten Sohnes, gesegnet sein."

Emanuel wollte Einwendungen gegen diesen ihm unerwarteten Abschied machen und sprach: „Mein ehrwürdiger Vater, gestatte, daß ich dich nicht eher verlasse, bis ich dich an einem sichern Orte weiß."

„Kind!" sagte der Greis lächelnd, „was könntest du mir nützen? Sieh diesen versuchten Krieger" er deutete auf Timotheus — „sein Beruf ist Kampf

und sein Arbeitsfeld war bisher die Schlacht. Er sieht ein, daß er durch sein Bleiben mir nicht nützen, sondern mich und ihn nur ins Verderben stürzen würde. Nein, es kann nur Einzelnen gelingen, der Gefangenschaft oder vielleicht gar dem Tode zu entgehen. Gewiß, mir ahnet, auch wir drei werden nicht alle gerettet werden. Sorget nicht für mich; ich stehe unter dem Schutze meines Heilandes. Sucht nur ihr euch zu retten, damit kein Glied der Gemeinde nutzlos zu Grunde gehe. Und nun, laßt uns sehen, wie es möglich ist, durch das Lager zu entkommen, ohne entdeckt zu werden.''

Timotheus ergriff die dem Verlöschen nahe Lampe und schritt geduldig voran, während ihm der Greis, gestützt auf Emanuel, langsam folgte. Sobald sie die Ecke der Wand erreicht hatten, hinter welcher Timotheus verschwunden war, sahen sie eine Treppe vor sich, welche sie aufwärts führte und hier emporgestiegen, entdeckten sie den fernen Schimmer des hellen Tageslichtes. Timotheus löschte hier die Lampe aus, und warf das nun nutzlose Geräth gleichgiltig bei Seite. Nach einigen hundert Schritten aufwärts scholl das Geräusch der Menschen näher und näher, und jetzt waren die Umgebungen so hell, daß man alles deutlich zu erkennen vermochte. Man befand sich unterhalb der Ruinen eines alten Gebäudes, die mit einem üppigen Gesträuß von Epheu und andern Schlinggewächsen überzogen waren. Hier endete der Gang in einer fast gänzlich verschütteten Thüre, aus welcher zur Noth noch ein

Mensch, jedoch nur mit Vorsicht, kriechen konnte. Timotheus gürtete seine Waffen fest um sich, ergriff Jakobs Hand, drückte und küßte sie und sagte:

„Vater, wenn du aus dieser Höhle gestiegen bist, so wirst du dich mitten im römischen Lager befinden. Suche auf irgend eine Weise, ohne Aufsehen zu erregen, zu entkommen. Gelingt es dir und mir, so werden wir uns in Bethanien wieder sehen. Auch du, mein Sohn, beachte alles wohl! Links gehend, suche nach Bethanien zu entkommen. Dort findest du Schutz und Freunde. Leb wohl!“

In wenigen Augenblicken war der Krieger oberhalb der Erde. Dort sah ihn Emanuel einen Augenblick um sich schauen, und dann verschwand er hinter hervorspringenden Mauertrümmern.

Emanuel sah wehmüthig zurück nach dem Greise, der sich auf einige Trümmer niedergelassen und betend die Hände gefaltet hatte. Dieser aber winkte ihm fast befehlend, zu gehen. Er ging hin zu ihm, küßte ihm die Hände. Der Greis sah ihn stumm lächelnd an, breitete segnend die Hand über ihn aus und wiederholte dann den Befehl, zu gehen. Emanuel stieg empor und befand sich binnen einem Augenblick im Freien. Erstaunt und überrascht blieb er stehen, um die merkwürdigen Umgebungen, in denen er sich befand, näher zu betrachten.

Das römische Lager. Die Erstürmung der Antonia. Emanuel entkommt glücklich nach dem Oelberge.

Von den Trümmern des Gebäudes, in welchen der unterirdische Gang ausmündete, stand noch genug, und das, was stand, war so dicht mit Gebüsch und Pflanzenwuchs überzogen, besonders die enge Mündung des Ganges, daß sie Emanuel kaum wieder zu entdecken vermochte, obwohl er nur wenige Schritte davon entfernt war. Er stieg nun vorsichtig über einige Trümmer nach einem erhöheten Punkte und sah hier nach allen Seiten frei und unbeschränkt umher.

Die Ruinen standen auf der Spitze eines kleinen Hügels. Auf einem offenen Punkte derselben lagen Kohlenhaufen, die Reste von den Wachtfeuern der Römer, welche hier seit vielen Wochen gebrannt hatten, und jede Nacht angezündet wurden. Rings umher starrten die Lederzelte der römischen Krieger empor; in Reihen geordnet, sahen sie einer befestigten Stadt ähnlich. Wachen schritten durch die Lagergassen. Außerhalb der Schanzen, die sich um das Lager zogen, waren Massen von Reiterei aufgestellt, und in der Ferne bemerkte man starke Haufen von Reitern und Fußvolk, die sich unter Staubwolken umher bewegten. Die langen Reihen der Schanzen waren ebenfalls von Kriegern besetzt, welche das Lager zu beschützen und Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten hatten. Aber alles dieses

fesselte Emanuels Aufmerksamkeit nicht; seine Blicke wurden vielmehr durch ein schreckliches Schauspiel angezogen, welches im Hintergrunde des Bildes sich entfaltet hatte. Dort zogen sich die noch von den Juden vertheidigten Höhen des Tempels, des Xystus, der Antonia und des Hügels Bezetha, des höchsten Stadttheils von Jerusalem, hin und hier wüthete, besonders um die Burg, der schrecklichste Kampf. Zwischen dem Lager und den Mauern der Stadt war ein unebener, etwa eine Viertelstunde breiter und eine Stunde langer Raum, und hier waren unabsehbare Massen von römischem Fußvolk aufgestellt. Auf einem erhöheten Punkte standen Reiter im glänzenden Waffenschmucke, wahrscheinlich Titus und seine Unterbefehlshaber, um den Gang des Kampfes zu überwachen und denselben zu leiten. Hunderte von Reitern hielten in ehrerbietiger Entfernung. Unmittelbar unterhalb der Mauern der Antonia bewegten sich die im Kampfe begriffenen Streitmassen der Römer hin und her. Emanuel sah die Krieger an den Sturmleitern hinaufklettern und bemerkte deutlich, wenn sie stürzten. Er sah auf sie Feuertöpfe, Steine, Wurfspieße herabschleudern. Er hörte das fürchterliche Krachen der Balken, welche von den Belagerten hinabgeworfen wurden, um ihre Feinde zu zerschmettern. Dagegen sah er auch die Belagerer mit ihren schrecklichen Zerstörungsmaschinen arbeiten; er bemerkte die Ballisten und Katapulten, sinnreich konstruirte Schleudermaschinen, aus denen man vermittelst scharf angespannter ela=

stischer Seile bald Steine im Bogen schnellte, bald gespitzte Balken, daß durch sie Dutzende von Menschen zerschmettert, durchbohrt und erdrückt wurden. Zugleich bediente man sich ihrer, um ganze Ballen von brennenden Materialien nach der Burg zu werfen.

An andern Orten zwangen die Römer Gefangene, die Mauern zu untergraben. Dieses gewährte den entsetzlichsten Anblick, denn die innerhalb der Burg waren, achteten deß nicht, daß sie ihre eigenen, nur gezwungen diese Dienstleistung verrichtenden Landsleute vernichteten und die armen Arbeiter wurden zu Hunderten zerschmettert. Aber die Römer trieben erbarmungslos stets größere und neue Haufen heran, das todtbringende Geschäft fortzusetzen und so schritt das Verderben seinen graußen entsetzlichen Gang. Die ganze Gegend der Stadt lag im düstern Schatten ungeheurer Rauchwolken, die sich zum blauen Mittagshimmel emporwälzten. Emanuel konnte nicht sehen, wo es brannte; aber es mußte der größte Theil des unterhalb des Xystus liegenden Stadtviertels in Flammen stehen. All dieses Schreckliche wurde noch erhöht durch Wuthgeheul der Kämpfenden, durch das Klirren der Waffen. Zwischen durch vernahm man den Kampfruf der Anführer, das Getön der römischen Kriegsmusik und das dumpfe Donnern der Reitermassen, wenn sie sich in Bewegung setzten, oder das Krachen der einstürzenden Häuser und Mauern.

Emanuel sah lange diesem Kampfe zu. Er bemerkte, wie oben auf den Mauern die Reihen der

Vertheidiger immer dünner wurden, denn Tausende von Pfeilen und Wurfspießen wurden ununterbrochen nach ihnen geschleudert. Endlich erfüllte ein alles übertönendes Triumphgeschrei die Lüfte. Es mußte die Burg an einer Stelle erstiegen sein, denn plötzlich drängten sich die Massen der Krieger nach jener Seite derselben, die sich gegen die Stadt hin kehrte, während außen die römischen Krieger mit Macht und der kühnsten Todesverachtung an den Mauern emporkletterten. Und es war so: nach einem fünfstündigen wahrhaft gräßlichen Kampf fiel jetzt die Burg in die Hände der stürmenden Römer.

Was nicht in der ersten Wuth von den durch den Widerstand und ihre großen Verluste erhitzten und aufs Aeußerste erbitterten Römern niedergemacht worden war, drängte sich nun innerhalb des Hofes zusammen, um sein Schicksal ängstlich zu erwarten von der Gnade des Siegers. Aber dieser verläugnete zum zweiten Male seine angeborne und oft bewährte Milde. Statt die Tapferkeit auch am Feinde zu ehren, brütete er finster Verderben, ließ die Gefangenen entwaffnen und auf Befehl und auf ein von einem Trompeter gegebenes Zeichen fielen die deutschen Hilfstruppen der Legionen über die Wehrlosen her und machten sie — zwei tausend an der Zahl — bis auf den letzten Mann nieder. Wenige stürzten sich über die Mauern herab, und kaum zehne entkamen wie durch ein Wunder über die Schlucht nach dem Tempel.

In der Verwirrung dieses Augenblicks gelang es

Emanuel, sich durch das Lager bis zum Oelberge hinzuschleichen. Dort fand er in den Ruinen eines zerstörten Grabes ein sicheres Versteck und brachte hier die Nacht zu. Gegen Morgen, als bereits die Wachtfeuer erloschen und die Legionen sich zum neuen Kampfe rüsteten, entwich er aus dem Lager, unter dem Schutze der Dunkelheit auf die Spitze des Oelbergs, woselbst er, der mit jedem Fußbreit der Gegend wohlbekannt war, sich vor den umherschwärmenden Soldatenhaufen zu bergen hinreichend Gelegenheit fand. Der Ort bot ihm auch kümmerliche Nahrungsmittel, theils durch die halbreifen Früchte der Olive, theils durch eßbare Wurzeln, die er des Nachts aus der Erde grub. Aber den Weg vom Oelberge hinab nach Bethanien wagte er noch nicht zu betreten, weil die Gegend, soweit sein Auge reichte, von den Schlachthaufen der Römer bedeckt war, und so blieb Emanuel ein unfreiwilliger Zeuge der folgenden Ereignisse.

Am 18ten August war die Antonia von den Römern erstürmt worden. Mit ihr war das festeste Bollwerk Jerusalems, die letzte Hoffnung der in der Stadt Eingeschlossenen dem Titus in die Hände gefallen. Jetzt war keine Aussicht mehr, die Stadt zu erhalten, und da jede Hoffnung fehlte, daß von Außen Hilfe kommen könnte und auch alle andern festen Orte des Landes von den Römern genommen worden waren; so glaubte Titus, die Klugheit würde den Belagerten gebieten, sich zu ergeben. Er sendete deshalb eine Friedensbotschaft an die Häupter

der Juden, Eleazar, Johannes und die Hohenpriester, mit dem Versprechen, allen das Leben und sichere Wohnsitze im Lande unter der Herrschaft der Römer zu gewähren, wenn sie sich unterwerfen und dadurch den Tempel und die obere Stadt vor der Zerstörung retten würden. Allein vergebens; auch dieser letzte wohlgemeinte Rath zerschellte an den trotzigen versteinerten Herzen der Gewalthaber, unter deren Schreckensherrschaft jetzt das elendeste aller Völker der Erde seiner Vernichtung entgegen seufzte.

Titus, ohnehin auf's Aeußerste durch den bisherigen eben so nutzlosen als hartnäckigen Widerstand erbittert, befahl jetzt den Legionen, sich zum Sturme auf den Tempel bereit zu machen. Alles, wodurch der Ehrgeiz seiner Krieger entflammt und ihre Kampfbegierde erregt werden konnte, wurde von ihm angeordnet, Ehrenzeichen an die Tapfersten, die sich in den letzten Kämpfen hervorgethan, vertheilt und unter solchen Anstalten brach der 10te August, der letzte des herrlichsten Gebäudes, welches je Zions Höhen geschmückt, in blutigem Morgenroth an.

Die Erstürmung und Zerstörung des Tempels. Emanuels letzte Schicksale.

Mit dem Vorgefühl des gewissen Sieges, aber auch mit blutgierigem Racheburst im Herzen, und angefeuert durch das Versprechen der reichsten Be-

lohnungen, setzten sich die starken Schlachthaufen der römischen Legionen in Bewegung, um zum Sturm des Tempelhügels und der ihm umgebenden Prachtbauten Jerusalems zu schreiten. Schwarzes Gewölk bedeckte die hohen Schneegebirge der Wüste und aus den Thalgründen von Jericho und vom todten Meere wälzten sich unglückbedeutend dunkle Nebelmassen empor. Da durchbrach die Sonne die düstern Decken des Himmels, und beleuchtete mit ihren durch die gewitterschwüle Luft gebrochenen blutroth gefärbten Strahlen die majestätische Umgegend und den hehren Rest der ehrwürdigen Stadt, der sich noch unbezwungen auf den Hügeln emporthürmte. Der Tag war da, um den blutigsten Aufzug des schrecklichen Trauerspiels zu sehen.

Die Hastaten und Triarier geriethen bald mit den Massen der Juden ins Handgemenge, welche mit verzweiflungsvoller Entschlossenheit die Verschanzungen verlassen hatten, um einen tapfern Kampf in freiem Felde mit den Römern zu bestehen. Aber der starren Disciplin der römischen Kriegsleute vermochten diese durch Hunger und Elend abgematteten Eiferer keinen dauernden Widerstand entgegenzusetzen. Sie wurden sogleich geworfen und was nicht unter dem Schwert der Römer fiel, flüchtete scheu hinter die Reihen der Kämpfer, welche auf der Brustwehr der Verschanzungen oder auf den noch stehenden Theilen der Mauern und der niedergebrannten Häuser sich zum Widerstand gegen die Stürmenden bereit machten.

Die Legionen schritten im Sturmschritt vor, kühn alles, was sich ihnen entgegensetzte, vor sich niederwerfend. Aber auf den Verschanzungen, die sogleich in ihrer ganzen Ausdehnung gestürmt wurden, trafen sie auf einen Widerstand, den sie bisher noch nicht kennen gelernt hatten. Heute war dieses Volk bereit, sein Paladium, das Heiligste, das es auf Erden besaß, zu vertheidigen. Es war zum heftigsten Fanatismus entflammt, und seine falschen Propheten und Priester hatten ihm den unmittelbaren sichern Beistand überirdischer Gewalten versprochen. Darum hielten diese bleichen, abgemagerten Kämpfer so fest auf ihren Plätzen aus; darum flackerte in ihren hohlen schwarzen Augen ein so unheimliches Feuer; darum sprang der Hintermann mit so kühner Hast auf den Platz des vor ihm Gefallenen, um ohne einen Wehlaut der Klage die Brust dem tödlichen Schwertstoße des römischen zur Wuth erbitterten Soldaten preiszugeben; — denn die da fielen, derer wartete nach dem Ausspruch ihrer Gesalbten ewiger Friede und die Freuden des himmlischen Paradieses.

Die römischen Anführer wurden nicht wenig betroffen, als sie sahen, daß der leichtgeglaubte Kampf sich in den schwersten verwandelte, den ihre sieggewohnten Legionen noch je bestanden hatten. Sie bewunderten den Muth dieser schattengleichen Leidensgestalten, die heute durch ihre kühne Vertheidigung ein Bollwerk ihres Heiligthums wurden, an dem sich die Kraft der Legionen gleich der stür-

menden Meerwoge am Felsenufer brach. Legion auf Legion stürmte heran, immer wilder und schrecklicher brauste die Schlacht; das Blut floß in Strömen, und alle Schrecken eines gräßlichen Kampfes waren bereits vergebens losgelassen, denn Legion auf Legion ward von diesem mit Begeisterung und bewundernswürdiger Todesverachtung kämpfenden Volke besiegt und zurückgeworfen. Nach einem fünfstündigen Kampfe, und nachdem selbst der kühne Schlachtengeist der Triarier, der erprobtesten Tapfern, keinen Fußbreit hatte ertrotzen können, mußten die Legionen zurückgeführt werden. Mit stummer Wuth, Scham in dem Blicke, zeigten sie zum erstenmale in diesem Kriege dem Feinde dem Rücken. Bei diesem unerwarteten Anblick erhob sich im Tempel und in allen Theilen der Stadt ein ungeheueres Jubelgeschrei, und Triumphgesänge verkündeten der angsterfüllten Bevölkerung von Jerusalem den Sieg, den man über den gefürchteten Feind errungen hatte.

Aber sie jubelten zu früh, diese siegestrunkenen Dulder. Rom durfte keine überwundenen Legionen — ein zu gefährliches Beispiel — anerkennen! Darum versuchte Titus, ob die Furcht vor der Schmach nicht das zu bewirken vermöchte, was dem vergebens geweckten Ehrgeiz nicht gelungen war. Mit finstern Blicken ritt er durch die gelichteten Reihen seiner ermatteten Krieger, sie mit Scheltworten strafend. Er drohte ihnen mit Beschimpfung, mit Entziehung ihrer Adler; er bestimmte Jedem den Tod, der da weichen würde und nur durch die Vorstellungen

seiner Unterbefehlshaber wurde er abgehalten, die schreckliche Strafe der Dezimation über seine Kriegercohorten zu verhängen. Eine so passende Anrede wirkte neuen Zorn in ihnen, und die heftigste Begierde, die Schmach der Ueberwindung von sich abzuwaschen. Nachdem der Anführer den kriegerischen Geist seiner Legionen neu geweckt und gestärkt sah, gönnte er ihnen Zeit zur Ruhe, und am Nachmittage führte er sie von Neuem in den Kampf! Der Widerstand war gräßlich; aber die Gewalt begann endlich über die Begeisterung zu siegen. Titus eilte jetzt selbst herbei, um die Fortschritte seiner Krieger zu leiten. Als er bemerkte, daß der Tempel fallen müsse; als die römischen Schlachthaufen schon in die Nähe seiner Mauern vordrangen und dieselben an einzelnen Orten erstiegen, befahl er, ein Zeichen zur augenblicklichen Einstellung des Kampfes zu geben. Das Gemetzel hielt inne und begierig, was sich ereignen würde, richteten die Kämpfer ihre Aufmerksamkeit auf eine erhöhete Stelle, an der ein Römer sich zeigte, welcher durch seine Geberden Aufmerksamkeit zu erregen suchte. Stille trat ein, und mit vernehmlicher Stimme forderte der Unterhändler die Juden auf: „der Heiligkeit des Ortes zu gedenken, sich zu ergeben, und nicht durch einen ferner fruchtlosen Widerstand das ehrwürdige prachtvolle Gebäude zu entweihen, oder wohl gar der Zerstörung preiszugeben.“

Allein vergebens waren diese Worte. Ein Wuthgeheul aus tausend Kehlen und ein Hagel von Pfei-

len und andern Wurfgeschossen erregte von Neuem den Grimm der Römer. So brach denn der Kampf gräßlicher los, als zuvor; obwohl selbst die Elemente zu zürnen schienen, ob solcher frevelhaften Hartnäckigkeit. Das Blut floß in neuen Strömen, und während das Geheul der Kämpfer und die Rufe ihrer unmenschlichen Wuth sich unten gräßlich mischten mit dem Wehgeheul der Wunden und Sterbenden, schnitten die hellen Blitze durch den mit schwarzen Wetterwolken bedeckten Himmel und das erschütternde Krachen der Donnerschläge übertäubte das wilde Toben der einander erbarmungslos mordenden Menschen. Da brach die Nacht herein und die durch den Widerstand gleichfalls rasenden Römer achteten ferner keiner Befehle ihres Feldherrn mehr, der um jeden Preis das majestätische Tempelgebäude vor der Vernichtung zu retten suchte. Flammen wurden auf das Dach desselben geschleudert, um beides, das Haus des Herrn und Die, welche es so tapfer vertheidigten, zu vernichten. Bald leckten aus den runden Bogenfenstern der Tempelwände des Feuers gierige Zungen; sie wuchsen, und während ungeheuere Rauchwolken das Innere erfüllten, wurde die mit Blei gedeckte Decke gesprengt und nun stieg brüllend eine ungeheure Feuersäule aus dem Innern in den nächtlichen Himmel empor. Da schnitt ein herzzerreißendes Wehgeschrei durch die Lüfte. Der Widerstand des Volkes hörte augenblicklich auf, aber auch der Kampf und Angriff von Seite der Römer. Es war, als ob diese erbitterten Menschen die stra-

fende Hand der göttlichen Allgewalt fürchteten. Eine heilige Scheu verbot ihnen ferneren Kampf, fortgesetztes Blutvergießen. Das Toben legte sich; eine nach solchem Geräusch nur um so schauerlichere Stille trat ein, man vernahm nichts, als das Prasseln der Flammen, die das Heiligthum verzehrten, das Krachen der stürzenden Mauern und Gewölbe und das ferne Rollen des vorüberziehenden Gewitters. Die Nacht ward von schauerlichem Glanze erhellt und die Höhen leuchteten im rothen Schimmer der Flammen, welche das Heiligthum Jehovas nach und nach verzehrten.

Mit dem Tempel verbrannten die Priester, die das Gebäude nicht verlassen konnten. Ihr Wehgeschrei hatte die Römer nicht gerührt. Man sagt, Titus, erzürnt über ihren Widerstand, hätte den um Gnade Bittenden zugerufen: „Der Tempel wird vernichtet, wozu bedürfte es ferner seiner Priester?" *).

Johannes der Zelote und der Hohepriester Eleazar, die beiden Geißeln des jüdischen Volkes, retteten sich in den höchstgelegenen Stadttheil auf den Hügel Bezetha, der durch seine hohe sichere Lage bisher noch von jedem Angriff verschont geblieben war. Hier drängte sich die Masse der überlebenden Israeliten zusammen, ohne Nahrungsmittel, ohne Hoffnung auf Entsatz, ohne Aussicht auf die Gnade ihrer Ueberwinder und gegeißelt von der furchtbarsten Tyrannei der Wahnwitzigen, deren

*) Egesippus.

unseliger Trotz dieses gräßliche Unglück herbeigeführt hatte.

Auf der Spitze des Oelbergs lag ein Jüngling auf den Knieen, weinend und mit gefalteten Händen. Es war Emanuel; er hatte den ganzen Gang des Kampfes gesehen und war ein schaudernder Zeuge der Zerstörung des herrlichen Tempels. Unfähig, solches Elend noch ferner zu sehen, verließ er gegen Morgen sein Versteck und wagte es auf Tod und Leben, die Gegend von Jericho zu erreichen. Dies gelang ihm unter dem Schutze des Höchsten trotz tausend Gefahren, die drohend an ihm vorüberzogen. Des Tags barg er sich in den Höhlen oder in Gebüschen; des Nachts wanderte er und so erreichte er nach sieben Tagen Kapernaum. Emanuel wartete den Einbruch der Dunkelheit ab; dann wanderte er zu demselben Thore ein, in welchem er einst mit Simon eingezogen war. Ohne Mühe fand er die Hütte des ehrlichen Fischers, in der sein Großvater jetzt gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, öffnete die Thür und überraschte die beiden Greise durch seine unvermuthete Ankunft aufs Höchste. Weinend vor Wehmuth und Freude, sank er dem zitternden Simon an die Brust, der ihn nie wieder zu umarmen erwartet hatte.

Nachdem die erste Freude vorüber war und Emanuel sich zum ersten Male nach langer Zeit wieder mit einer zubereiteten Speise erquickt hatte, erzählte er seinen beiden Freunden die Schaudergeschichte der allmählichen Eroberung und Zerstörung von Jeru-

salem, und seine wunderbare Rettung und Flucht aus der unglücklichen Stadt. Wehmuth, Schmerz — ach! wer vermöchte es ihnen zu verdenken — preßten den Greisen Thränen aus. Doch auch sie hatten für Emanuel eine Nachricht, die ihm, der voll Angst gekommen war und nicht bleiben zu können gehofft hatte, alle Besorgniß raubte. Der römische Beamte, dessen Tyrannei, Raubgier und Gewaltthaten die Einwohner von Kapernaum fast an den Rand der Verzweiflung gebracht hatte, war abgerufen und durch einen Beamten von menschlicherer Gesinnung und Handlungsweise ersetzt worden. Darum waren alle, die noch dem Untergang hatten entgehen können, hieher geflüchtet und Kapernaums Mauern schützten jetzt die Edelsten und Besten des israelitischen Volkes. Auch die kleine Schaar der Christen hatte sich hierher geflüchtet und in den Stürmen der Zeit dachte Niemand daran, die Bekenner der neuen Lehre zu verfolgen. Als endlich Jerusalem verschwunden war und kein Stein der großen Zion mehr auf dem andern blieb; da sammelten sich die Gelehrtesten des Volkes in der Friedensstadt am Ufer des schönen Sees. Sie wurde lange Jahre hindurch die Hochschule der Juden, der Sitz des Sanhedriums, jener ehrwürdigen Vereinigung von Rabinern, in der die geheimnißvolle Weisheit des alten Testamentes und des Talmuds ihre allein echte Erklärung und Fortbildung fand.

Emanuel und Simon verließen Kapernaum nicht

wieder. Simon starb bald und sein Enkel erfüllte an ihm mit Trauer und Ehrfurcht die letzten Pflichten eines guten Sohnes. Er selbst aber wurde zu einem freudigen Bekenner der christlichen Lehre und in seinen spätesten Tagen erlebte er die Freude, eine zahlreiche Gemeinde von Christen nicht nur um sich versammelt, sondern trotz der blutigsten Verfolgungen die Religion Jesu in aller bekannten Welt verbreitet zu sehen.

Jerusalems Ende.

Es ist ein trauriger Beruf, den wir zu erfüllen haben, wenn wir unsere Leser noch einmal zu jenem rauchenden, bluttriestenden Trümmerhaufen geleiten, zu jenem Reste einer großen herrlichen Stadt, eines von Gott bevorzugten Volkes, das einst unter Moses und Josuas Führung groß in diesem Lande aufgetreten, durch seine Verkennung und Mißachtung aller göttlichen Gnadenerweisungen aber ein so furchtbares und beklagenswerthes Ende nehmen sollte.

Titus hatte den Tempel erobert; aber es waren nur die zerstörten und brandgeschwärzten Mauerreste desselben. Im höchsten Zorn über das Mißlingen aller wohlgemeinten Anerbietungen ließ er die großartigen Ruinen des majestätischen Gebäudes abbrechen und von Grund aus zerstören, so daß im eigentlichsten Sinne Christi Prophezeihungen erfüllt wurden und kein Stein des herrlichen Tempels auf dem andern blieb. Nach

den Berichten glaubwürdiger Zeitgenossen hatte die Zerstörung durch die Flammen den massiven Theilen des Gebäudes nur geringen Schaden zugefügt; es waren allein das Holzwerk des Daches und die vergoldeten Holzverkleidungen der innern Räume verbrannt und die Wiederherstellung des Gebäudes würde demnach wenig Zeit geraubt, und nur verhältnißmäßig geringe Kosten verursacht haben. Aber wie sich durch alle einzelnen Begebenheiten dieser merkwürdigen Belagerung der Fluch des göttlichen Strafgerichts hindurchzieht; wie die Juden die Gnadenpunkte übersehen und durch nutzlosen unseligen Trotz den von Natur äußerst milden römischen Feldherrn zu einem, seinem Character fremden Rachedurst reizten; so vergaß auch bei dieser Gelegenheit der edle Titus gänzlich der Mäßigung. Sieben Tage hindurch kostete es Tausenden von Arbeitern unsägliche Mühe, die äußerst festen Trümmer dieses herrlichen Gebäudes bis auf den Grund niederzureißen. Doch endlich war die beklagenswerthe Zerstörung vollendet und nun wendeten sich die Blicke der Römer nach dem Hügel Bezetha hin, von wo aus der Rest des Volkes mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Wuth, Verzweiflung und Jammer das Zerstörungswerk überschaut hatte.

Dort aber, im Innern des kleinsten Stadttheils war das Elend jetzt auf die höchste Spitze gestiegen. Alles Gräßliche, wozu der rasendste Hunger den dann alles Menschliche ablegenden Menschen treibt, war dort zu Tage gekommen. Man sättigte sich

buchstäblich von Leichen. Dort ereignete sich der entsetzliche Vorfall, daß eine vornehme Dame, welche aus der Gegend über dem Jordan in diesen Schreckenstagen nach Jerusalem gekommen war, um hier Schutz zu finden, ihr eigenes Kind schlachtete, und zur Hälfte briet. Der Geruch der Speise zog die Kriegsleute an, welche gleich hungernden Wölfen umherstreiften. Sie stürzten in das Haus, entschlossen sich durch einen blutigen Kampf in den Besitz der anlockenden Speise zu setzen. Aber selbst diese entmenschten Räuber erstarrten, als sie das gräßliche Mahl erblickten, das sich diese unglücklichste aller Mütter zubereitet. Unter allen andern Umständen würde ein solcher Anblick den entsetzenvollsten Zorn und Abscheu Aller, selbst der verderbtesten Menschen, entflammt haben. Hier aber, in dieser Zeit und unter so grauenvollen Verhältnissen, erregte er vielmehr Erbarmen und die Krieger eilten voll Grauen zu ihren Anführern, um ihnen die Nachricht von diesem schrecklichen Vorfall zu hinterbringen.

Dieser gräßliche Beweis der herrschenden Noth, wohl aber noch mehr die eigene, nicht länger zu verbergende Gefahr, beugte endlich den Trotz der Gewalthaber, und zwang sie, mit Titus zu unterhandeln. Aber der Römer erkannte nun keine Bedingungen mehr an: er forderte unbedingte Unterwerfung und da dieses die Gewalthaber nicht sogleich eingingen; so brach er mit Härte das Gespräch ab und wies den Flehenden die Thüre seines Zeltes.

Jetzt stieg die Noth und die Verzweiflung in der Stadt von Stunde zu Stunde. Die Belagerten flohen täglich zu Tausenden und ergaben sich den Römern. Titus ließ ihnen Speise reichen, aber ihr Loos war die Sclaverei.

Inzwischen brachte ein unglücklicher Vorfall auch denen, die sich auf solche Weise freiwillig ergaben, Verderben. Die Römer hatten bemerkt, daß ein Jude Goldstücke auflas, welche sich in den natürlichen Ausleerungen seines Leibes vorfanden. Dieses reizte die Habgier der Legionssoldaten und sie schnitten erbarmungslos allen Gefangenen die Leiber auf, um aus deren Gedärmen die Schätze hervorzuholen, welche sie verschluckt haben möchten. Es bedurfte der strengsten Verbote des Titus, um ferner solche abscheuliche Gewaltthaten zu verhindern.

Titus wollte das ihm kostbare Blut seiner Legionen nicht daran setzen, einen Trümmerhaufen, in dem Hunger, Elend und Pest wütheten, und der trotz aller Schrecken dennoch von einer wahnsinnigen Rotte vertheidigt wurde, anzugreifen und zu stürmen. Er ließ deshalb Bezetha blos auf das engste einschließen und sendete zwei Legionen ab, da ihre Gegenwart jetzt bereits überflüssig geworden war. Die beiden andern Legionen blieben, hielten die Umgegend besetzt und die Reiterei streifte weit im Lande umher, um die allmählich aus ihren Schlupfwinkeln wieder hervorkommenden Einwohner zu schützen, und im Gehorsam zu erhalten. Das Land wurde zur römischen Provinz eingerichtet;

überall erhoben sich wieder die zerstörten Zwingburgen, die obrigkeitlichen Gebäude, die niedergebrannten Städte und Dörfer. Es wurden Ansiedlern Plätze angewiesen, wo sie sich anbauen könnten, und während der letzte Rest des jüdischen Volkes in Bezetha langsam, aber sicher, der Vernichtung entgegen ging, zeigten sich auf dem platten Lande überall die ersten Spuren eines neuen Emporblühens. Titus that alles, was er konnte, um in die Wunden, die der Krieg der schönen palästinensischen Provinz geschlagen hatte, lindernden und heilenden Balsam zu gießen; aber er befestigte auch die Macht der Römer in einer Weise, daß ferner an keine Empörung und an keinen Widerstand gegen die römische Herrschaft mehr gedacht werden konnte. Der Gottesdienst Jehovas hörte auf, die Religion zu sein, welche allein auf diesen Gefilden herrschte. Vielmehr erhoben sich jetzt überall Tempel, in welchen der Götzendienst Roms mit seinen glänzenden Ceremonien ausgeübt wurde. So legte Titus den Grund zu der bald hernach erfolgenden halb gezwungenen halb freiwilligen Auswanderung des israelitischen Volkes in alle Welt. Ein großer Theil der reichsten und gebildetsten Israeliten war schon bei Beginn der Unruhen nach Rom, Griechenland, Syrien, Egypten oder Kampanien entflohen, hatte sich an verschiedenen Orten der genannten Länder niedergelassen und dort dem Handel, jenem Beruf, zu welchem die Nachkommen Abrahams angebornes Geschick und vorherrschende Neigung zeigen und an den Tag

legen, gewidmet. Hiezu wurden sie gleichsam aufgefordert durch den trägen Geist der römischen Bürger, welche es vorzogen, die Goldmassen, die ihnen aus den Provinzen zuflossen, zu verprassen, statt sie durch kluge Handhabung zu sichern und zu vergrößern. So entstand aus dem Volk Jehovas nach und nach das Handelsvolk, welches heute noch durch Sitte und Glauben sich scheidet von allen Völkern, in deren Mitte es eingestreut ist, und wohl nie die Eigenthümlichkeiten ganz verlieren wird, die es uns ehrwürdig machen, die aber anderntheils auch auffallend und starr genug sind, um die Neigung der Völker entscheidend zurückzustoßen.

Acht und zwanzig Tage hielt sich Bezetha noch gegen die römischen Belagerer. Es wird uns nicht geschildert, was der Schrecken, das Elend und die Verzweiflung dort in jener letzten Zuflucht des Fanatismus und des Trotzes geboren und zu Tage gefördert. Die Geschichte hat den Griffel weinend aus der Hand gelegt, damit er nicht vergebens versuche, das Entsetzen und die Ausgeburth der thörichtesten Verkehrtheit zu schildern.

Im Anfang des Septembers schlichen Grabgestalten auf den Verschanzungen umher. Die römischen Soldaten warfen ihnen zuweilen karge Bissen zu, um die sie sich gleich hungernden ecklen Raubvögeln rausten. Endlich am 8ten September kehrte Titus, der inzwischen Reisen in das Innere des Landes vorgenommen hatte, zurück. Die Zeit hatte seinen Zorn gebrochen, und als er den Zustand der

Dinge in der Stadt erfuhr, gebot ihm die Pflicht der Menschlichkeit, demselben ein sofortiges Ende zu machen. Die Legionen erstiegen ohne Widerstand die Verschanzungen des in ein Hungergefängniß umwandelten Stadttheils. Sie fanden viele, viele, meist modernde Leichen, viele Wahnsinnige und nur sehr Wenigen brachte die späte Erlösung noch Rettung vor dem Letzten, Schrecklichsten, das sie hätte treffen können.

Bezetha aber, der letzte Rest Jerusalems, wurde verbrannt und von Grund aus zerstört am 8ten September des Jahres 70 nach Christi Geburt.

Um das ganze Bild dieser gräßlichen Belagerung auffassen zu können, wird es hinreichend sein, nach Josephus und Andern Geschichtsschreibern folgende Zahlen anzugeben:

Eine Million Juden sind bei Beginn der Belagerung in Jerusalem gewesen; von dieser ungeheuern Menschenmasse sind in allem nur sieben und neunzig Tausend als Gefangene in die Hände der Römer gefallen und von diesen waren nur neunzehn tausend kräftige streitbare Männer, die übrigen aber Greise, Frauen und Kinder. Ihr Loos war die härteste Sclaverei.

Siebenzehn tausend Männer sendete Titus nach Alexandrien, um dort beim Hafenbau Steine zu tragen und zu arbeiten.

Zwei tausend junge kräftige Leute wurden nach Italien gesendet, um dort bei den schrecklichen Schauspielen der Thierkämpfe unter den Klauen wilder

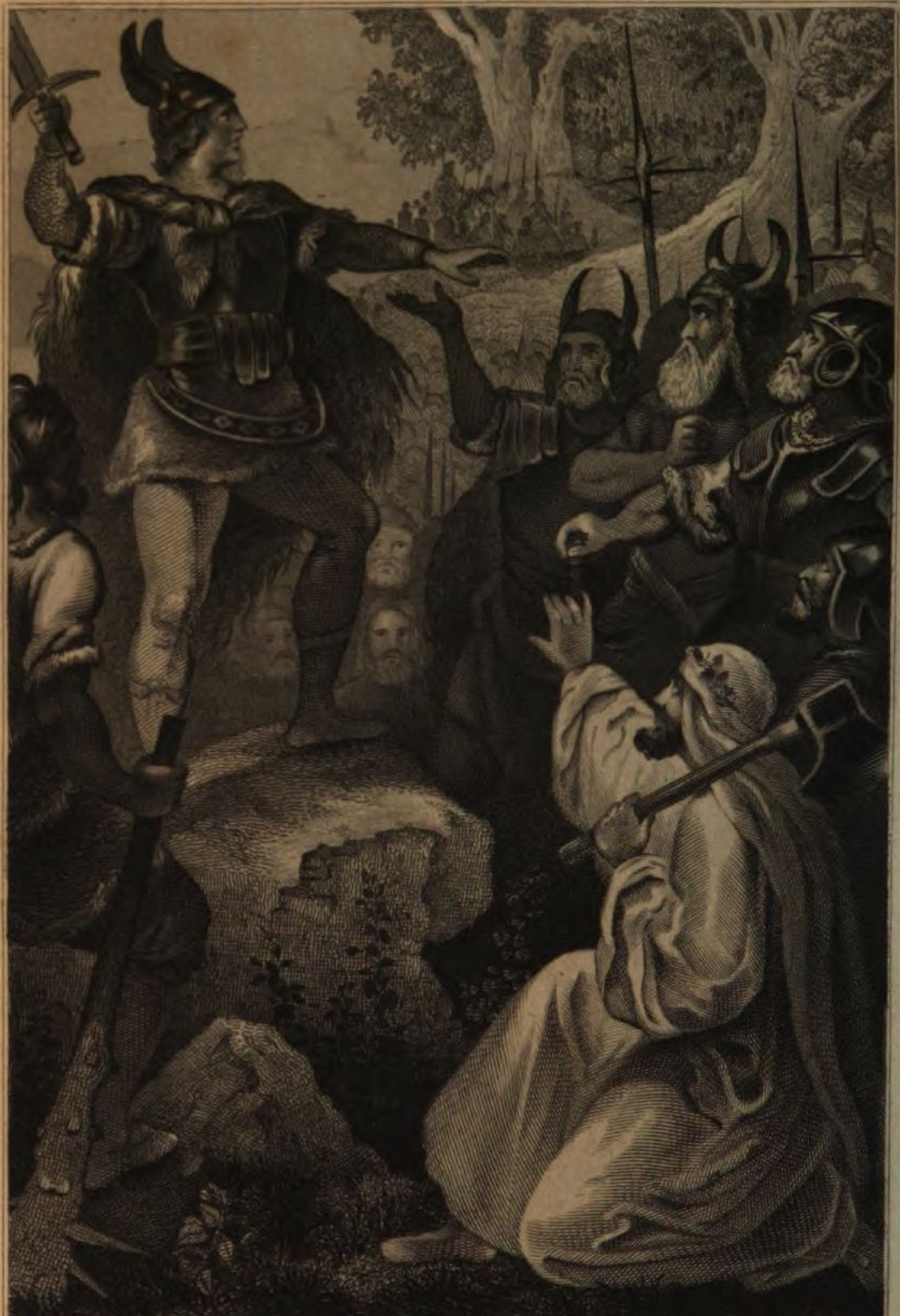
Bestien zur Belustigung des Volkes ihr Leben zu verhauchen.

Demnach hat die Belagerung von Jerusalem mehr als neun mal hundert tausend Israeliten das Leben gekostet.

So endete Jerusalem und das jüdische Reich. Auf der Brandstätte blieben einige römische Cohorten als Wächter stehen.

Man sah nichts mehr, als gestürzte Mauern. Ueber die Trümmer ragten einige brandgeschwärzte Ruinen von Thürmen und andern hohen Gebäuden hervor, die letzten Reste der großen Zion, erschütternde Zeugen ihres einstigen Glanzes und ihres großen Unterganges.

Seite 58.



Hermann's Aufforderung zum Kampfe.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Körber, Philipp

Emanuel historische Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems

Nürnberg [1849]

Paed.pr. 1868-2,1/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11020709-2